Landes-
bibliothek
Coburg

5276
V
Cllio.
90

Parisische Nächte

oder

der nächtliche Zuschauer.

Nox et amor, vinumque; nihil moderabile suadent,
Illa pudore vacat, Liber, Amorque metu.
OVID. L. I. Amor. v. 59. 60.

Nach dem Französischen des Herrn Retif
de la Bretonne im Auszug.

Dritter Band.

COBURG

Hamburg,
in der Hofmannnischen Buchhandlung,
1789.

Landes
bibliothek
Coburg

Inhalt
des dritten Bandes.

Sieben und sechzigste Nacht.

Die sechs Liebhaber, Fortsetzung.	Seite 1
Die beyden Tagelöhner.	4
Fortsetzung der sechs Liebhaber.	7
Die neue Brücke.	14

Acht und sechszigste Nacht.

Der erzwungene Spaziergang.	21
Die neue Brücke, Fortsetzung.	25
Die entwischten Spitzbuben.	28
Der Mann des Entsetzens.	29
Die beyden Abbés.	34
Der Mann des Entsetzens, Fortsetzung.	38

Neun und sechszigste Nacht.

Der lebendig Verstorbene.	40
Der Traum.	41

Das Signal und die Laterne. Seite 42
Das Kabriolet. 46
Der Blinde. 53

Siebenzigste Nacht.

Seltsame Lebensart. 59
Das Signal; Fortsetzung. 63
Der glückliche Finder. 64
Seltsamer Nahrungszweig. 67
Das Signal; der Beschluß. 69

Ein und siebenzigste Nacht.

Straßen-Abentheuer. 70
Ist es ein Mädchen? 77
Scenen des Schreckens und der Nacht. 81

Zwey und siebenzigste Nacht.

Ist es eine Mannsperson? 85
Eine Feuersbrunst. 88

Drey und siebenzigste Nacht.

Der Kutscher und die Kutsche. 91
Pariser Wirthschaft. 97

Vier und siebenzigste Nacht.

Der Ball. Seite 101
Der Ball; Fortsetzung. 107
Maskenfreyheit und Dieberey. 110

Fünf und siebenzigste Nacht.

Die Laternenstürmer. 111
Bordel-Scene. 113

Sechs und siebenzigste Nacht.

Träume und Träumereyen. 121

Sieben und siebenzigste Nacht.

Der Schlafwandler. 131
Erst gehangen, dann gerädert. 137
Das verkleidete Mädchen. 143

Acht und siebenzigste Nacht.

— — — Fortsetzung. 148

Neun und siebenzigste Nacht.

Der Stutzer, wie es viele giebt. Seite 161
Das Ausziehen im Stillen. 165
Der Ton der großen Welt. 167

Achtzigste Nacht.

Die kleine Post; Exkroquerien. 171
Lob der Mönche und Geistlichen. 176
Rückerinnerungen der Vorzeit. 178

Ein und achtzigste Nacht.

Fortsetzung der Rückerinnerungen. 181
Der Aufpasser. 186

Zwey und achtzigste Nacht.

Die Bäder, 187
Kindliche Thränen. 192
Nächtliche Aufhebungen. 193

Drey und achtzigste Nacht.

Die hohen Absätze. Seite 196
Der verträgliche Spieler. 199
Das Neujahrsgeschenk und die Friseurs. 202

Vier und achtzigste Nacht.

Das Billard der Bettler. 205
Das weibliche Modell. 209
Die Ertappte. 212

Fünf und achtzigste Nacht.

Das Kaffeehaus. 215
Aglae. 218

Sechs und achtzigste Nacht.

Das Kaffeehaus; Fortsetzung. 224
Die schöne Blondine. 226
Stockschläge. 229
Die Brunette. ebend.

Sieben

Sieben und achtzigste Nacht

Practica est multiplex. Seite 232
Noch ein Aufpasser. 237

Acht und achtzigste Nacht.

Geständniß des Verfassers. Thauwetter. 238
Maskenlust. 242
Der gefährliche Schritt. 244

Parisische

Parisische Nächte
dritter Band.

Sieben und sechszigste Nacht.
Die sechs Liebhaber; Fortsetzung.

Um halb zwey Uhr kam ich vor Louisens Haus an, und sah mich vorsichtig um, bevor ich hineingieng. Ich durchsuchte jede Ecke, gab auf alles Acht, und erblickte endlich zween Männer von mittlerm Alter, welche an dem Eingange eines Hauses hinter einer offnen Thüre lauschten, die sie zustießen, sobald jemand kam. Sie waren wohl nicht Willens diesen Posten sobald zu verlassen, und so nahm ich meine Maasregeln, gieng nach

der nächsten Hauptwache, und sagte ich hätte zwey verdächtige Leute an dem und dem Hause lauren gesehen, die alles was vorgieng genau beobachteten, und sich wieder versteckten, sobald man sie gewahr würde. Die Wache eilte dahin, man stieß die Thüre plötzlich zurück, und die beyden Vormünder wurden in die Wache geschleppt, während daß ich den Augenblick wahrnahm, um bey Louisen zu schleichen, und sie von allem was vorgieng zu unterrichten. Ich eilte sogleich wieder weg, und sah im Vorbeygehen die beyden Vormünder noch auf der Wache.

Ach! warum gleicht das Glück des Lebens nicht einem sanft dahin fließenden, nie versiegenden Strom! warum überschwemmt es die Seele gleich einer daherstürmenden Herbstfluth, um sie nachher in der brennenden Hitze des Lebens dürr und trocken zu lassen!

Die Marquise war noch nicht zurück, und sollte erst morgen Abend wieder kommen. Ich eilte nach Louisens Wohnung mit derselben

Behut-

Behutsamkeit, wie gestern. Es war erst acht Uhr, und der ehrliche Nachbar erwartete mich an der Thüre, um mich hinauf zu bitten. Auf der Treppe sagte er mir leise, daß die Vormünder in der Nähe wären, und alles ausspionirten, wir aber demohnerachtet nebst Therese und Louise einander sicher sprechen könnten. Ich fand beyde in der Stube des Nachbars. Louise war wieder besser, doch konnte sie noch nicht sprechen, und saß stillschweigend in himmlischer Sanftmuth da. Ich las ihnen den Brief der Marquise vor, der sie ihres ganzen Schutzes, und ihres Eifers versicherte ihre Verheirathungen zu befördern. Die Freude glänzte in den Augen der beyden Mädchen, Therese sagte: „Wir werden glücklich seyn, und Ihnen unser Glück verdanken! Liebe und Freundschaft lächelt uns wechselsweise, und bieten einander die Hand, um uns zu beglücken!“ Louisens Antwort bestund in einem sanften Druck der Hand. Ich wurde gebeten zu Tisch zu bleiben, und Therese nahm mir

Stock und Huth aus der Hand. Ich blieb gern und mit Vergnügen; es war das leztemal, daß ich mit Therese und Louise speiste . . . . Nach Tische brachten wir Louisen wieder in ihr Zimmer zurück, und ich versprach gleich den folgenden Tag bey der Marquise für sie zu reden. Sollte unterdessen etwas vorfallen, so wollte mir der Nachbar schriftliche oder mündliche Nachricht davon geben. So gieng ich fort. Die Vormünder schöpften jedoch einigen Verdacht gegen mich, und wußten daß ihre Pflegekinder bey dem Nachbar gespeist hatten, da sie aber ihre Ankunft noch nicht bekannt gemacht hatten, so wagten sie nicht sich zu zeigen.

Die beyden Tagelöhner.

Auf dem Rückweg hatte ich einen lustigen Auftritt. Es waren zween betrunkene Tagelöhner, wovon der eine von dem andern eine Prise Toback verlangte. „Was? Toback, ich mag mit so einem betrunkenen Kerl wie du bist, nichts

nichts zu thun haben; so ein Nimmernüchtern, der mit andern seines Gleichen alles durch die Gurgel jagt, Brod, Kleider, Hauben, Schuhe seiner Frau und Kinder, Löffel, Gabeln, Bettvorhänge bis zur Feuerzange.“— „Aber das hast du ja selbst gethan.“ — „Nun wenn ich es gethan habe, so will ich auch nie wieder mit dir trinken, ich bin ein elender versoffener Kerl, nicht eines Glas Wassers werth . . . Hast du denn mit mir getrunken?“ — „He! das weißt du ja, wir kommen ja aus der Schenke.“ — „Du hast also mit mir getrunken!“ — „Ganz gewiß.“— „Nun da nimm diese Ohrfeige und diesen Tritt hin, du bist ein elender Kerl, daß du mit einem solchen Lump, wie ich bin, getrunken hast.“ — „Was! du willst schlagen! da nimm hin...“ Sie fingen an sich zu schlagen, und ich brachte sie aus einander, und führte nachher den Betrunkensten nach Hause. Unterwegs suchte ich ihn zur Vernunft zu bringen, er hörte mich an, und als wir an sein Haus kamen,

 öffnete

öffnete er die Thüre. Hier fand ich sein Weib in Verzweiflung und seine Kinder halbnackend. „Mein Herr,“ sagte sie, „seit meiner dreytägigen Abwesenheit hat er alles verkauft und das Geld in der Schenke verzehrt. Sein Taglohn ist seit einiger Zeit um die Hälfte vermehrt worden, aber dadurch wurde alles schlimmer, denn unter dem Vorwande, er könne jezt in drey Tagen soviel verdienen, als sonst in sechsen, schwelgt er drey Tage lang, und verzehrt nebst seinem Verdienst, noch das Bischen was wir hatten.“ Ich fühlte wohl, daß sie Recht hatte, und suchte sie beruhigen. Ich gieng halbtraurig und nachdenkend weg.

Unterwegs sagte ich zu mir selbst: „Unter allen unsern Gelehrten bin ich der einzige, der die niedrigere Volksklasse kennt, weil ich mich zuweilen darunter mische. Ich will sie schildern und gleichsam für ihr Glück wachen. Ich bin zu den untersten Klassen heruntergestiegen, um alle Misbräuche zu kennen. Nehmt euch in Acht ihr Philosophen, daß euch eure Menschen-

schenliebe nicht misleitet, das was ihr das Bessere nennt, könnte wohl das Schlimmere seyn. Der gemeine Mann darf nicht zuviel gewinnen, und gleicht alsdenn einem überladnen Magen, der nur die Säfte stocken, und den Körper träge macht. Mit der besten Absicht Gutes zu thun, könntet ihr leicht alles verderben. Und ihr, obrigkeitliche Personen, seyd noch stärker auf eurer Huth, es ist ein gefährlicher Umschwung der Dinge im Anzug, der Geist des Ungehorsams dehnt sich immer weiter aus, pflanzt sich fort, und gährt in den untersten Klassen am meisten. Ich wage es euch öffentlich zu sagen, und bin bereit euch Beweise zu hunderten davon zu geben.

Fortsetzung der sechs Liebhaber.

Ich erfuhr heute die Ankunft der Marquise gerade zur rechten Zeit. Die Vormünder hatten ihre Rückkunft bekannt gemacht, und waren den Morgen bey Louisen gewesen, wo sie den Bruder und die beyden Verliebten an-

 trafen.

trafen. Leztere beyde wagten es, ihnen ihre Meynung derb zu sagen, und wurden von den beyden Mädchen unterstüzt. Die Vormünder nahmen die Mädchen beyseite und machten ihnen Vorschläge, die geradezu verworfen wurden. Diese Weigerung brachte sie in Wuth, und sie beschlossen alles anzuwenden, um sie entweder ganz unglücklich, oder nachgebender gegen ihren Willen zu machen. Sie hatten längst vorhergesehen, was geschehen könnte, und ihre Maasregeln darnach genommen. Es mußten jedoch noch einige Anstalten gemacht werden, wodurch die Ausführung ihres Vorhabens bis zur nächsten Nacht verschoben wurde.

Schon längst hatten sie Therese und Louise als zwey ausschweifende Mädchen vorgestellt, welche den Sohn des einen und den Vetter des andern verführten, überdies beschuldigten sie Louisen, sie habe einen Liebhaber, den sie für einen Bruder ausgebe, und Therese sollte ihr dabey mit Rath und That

an

an die Hand gehen. Beynah wären sie das Opfer dieser Intrigue geworden.

Ich kam um neun Uhr vor dem Hause an, und suchte mich behutsam zu nähern. Man kam mir nicht entgegen. Ich schöpfte Verdacht, und setzte mich auf das Geländer, wo ich etwa eine Viertelstunde wartete. Nun kam endlich der Nachbar, dessen Frau, und die Magd. Diese entdeckten mir, daß Louise bey Therese sey, aus Furcht vor ihrem Vormund, und daß sie ausdrücklich kämen, um mich dorthin abzuholen. Unterwegs frugen sie mich, ob ich beyde Mädchen sogleich auf der Stelle in Sicherheit bringen könnte? „Ja!" sagte ich. —

Louise und Therese kamen uns bebend und furchtsam entgegen. „Nicht viel Worte," sagte ich, „jede Minute ist kostbar, Ihren Arm und fort, — und Sie Nachbar bringen sogleich das Gepäck nach, und wenn dies nicht seyn kann, so lassen Sie alles liegen und kommen so." — Die Mädchen gehorchten,

jedoch nicht ohne einiges Staunen, sie vermutheten, daß Gefahr vorhanden wäre, welches ich zwar selbst nicht recht wußte, aber wenn einmal das Herz Antheil nimmt, so ist die kleinste Furcht hinreichend uns thätig zu machen. Wir waren etwa zweyhundert Schritte gefahren, als sie mich zurückschickten, um ihren Schmuck zu retten. Ich kam vor der Thüre an, und hörte die Stimme der beyden Vormünder auf der Treppe. Ich hörte wie der Nachbar ihnen sagte, daß Louise bey Theresen gegangen wäre, wodurch sie einigermaßen beruhigt wurden, und sogleich nach Theresens Wohnung eilten. Unterdessen packten wir alles zusammen, und ich schickte den bepackten Miethwagen nach dem Hause der Marquise; die Vormünder waren unterdessen wiedergekommen, und sahen sich endlich hintergangen.

Als ich beyde in Sicherheit gebracht hatte, erkundigte ich mich auf ihr Bitten nach den beyden Liebhabern, die ich in dem Hause von

Louisens

Louisens Vormund beysammen fand. Ich sagte ihnen, was vorgieng, und empfahl ihnen Verschwiegenheit und Vorsicht. Hierauf gieng ich zu den Vormündern, welche mit der Wache kamen, um beyde Mädchen aufzuheben. Ich wandte mich an den Kommissair, nannte den Namen eines Präsidenten, der ein naher Verwandter der Marquise war, und sagte, ich hätte eine Klage gegen die beyden Herren anzubringen, wovon ich ihm aber erst morgen die nöthigen Beweise geben könnte. Ich sezte hinzu, daß die beyden Mädchen unter dem Schutz einer vornehmen Dame stünden, welche grosen Antheil an ihnen nähme, und daß folglich alles weitere Nachsuchen vergeblich wäre. Hiemit verließ ich sie.

Ich hatte bemerkt, daß die beyden Alten erblaßten, und urtheilte daraus, daß sie vielleicht noch zur Vernunft zu bringen wären. Ich war noch nicht weit entfernt, als der von Theresen mir seinen Bedienten nachschickte, und mich rufen ließ, der Kommissair war fort,

und beyde frugen mich was ich machen wollte? — Ich sagte, ich wollte ihnen gar kein Geheimniß daraus machen, und erklärte in Gegenwart des Nachbars und seiner Frau, weswegen ich sie anklagen wollte. Sie antworteten mit einem erzwungenen Lächeln, daß alles falsch wäre; da sie jedoch nicht gern ein Aergerniß gäben, so wünschten sie es zu vermeiden. Ich sagte, dazu wäre kein besseres Mittel, als daß sie binnen acht Tagen die beyden Mädchen verheiratheten. — „Niemals!“ riefen beyde zugleich: — „Gut, so sind Sie verloren und entehrt.“ — „Aber ...“ „Nichts“ ... Ich wollte nichts hören und that, als wenn ich fortgehen wollte. Sie hielten mich auf eine Stunde zurück, weil ich durchaus nichts versprechen wollte, bis sie mir ihre schriftliche Einwilligung zur Heirath gegeben hätten. Sie gaben sie endlich in Gegenwart des Nachbars, und nun versprach ich ihnen alles in der Güte beyzulegen, ließ mir ihren Verhaftbefehl ausliefern, und gieng mit diesen Dokumenten zur Marquise. Zu-

Zuerst sprach ich mit der Marquise allein, und denn stellte ich ihr Theresen und Louisen vor. Sie staunte über deren Schönheit, aber ihr liebenswürdiger Charakter erhielt ihren ganzen Beyfall. Es wurde beschlossen, daß wir sämtlich bey der Marquise essen, und ich denn die Frauenzimmer wieder nach ihrer Wohnung begleiten sollte. Ich that es, und beyde wurden mit Entzücken von den Nachbarn wieder aufgenommen. Endlich brachte ich Theresen nach Hause, und hier nahm ich Abschied. „Leben Sie wohl, Sie werden nun glücklich, und bedürfen meiner nicht weiter. Das herrliche Weib das Sie gesehen haben, und deren Geschäftsträger ich bin, wird nun für Sie sorgen. Ich werde von nun an Sie beyde nicht weiter sehen, aber so lang ich lebe wird Ihr beyder Andenken nicht aus meinem Herzen kommen.“ — „Ha!“ sagte Therese gerührt, „Sie thaten wohl mich allein zu diesem traurigen Abschied zu wählen; Louise hätte es nicht ausgehalten. Nun denn

Adieu,

Adieu, weil es so seyn muß . . Nimm dies von Louise, und dies von mir . . und bewahre beydes als ein Andenken.“ — „Ja, und oft wird beydes mit meinen Thränen benezt werden . . Sie haben nun nichts mehr zu befürchten, Ihre Schutzgöttin wacht über Sie. Ich eile wieder zu ihr, denn ich bedarf ihres Trostes.“

So verließ ich im Jahr 1772 Theresen und Louisen auf immer. Leztere sah ich nachher zweymal wieder an dem Arm ihres Mannes, und Theresen den 29. September 1787. mit ihrer vierzehnjährigen Tochter. Ich mußte um meiner Ruhe willen beyde meiden . . .

Die neue Brücke.

So verflossen diese reizenden acht Tage, die nie wiederkehren werden . . Dies war das leztemal, daß ich geliebt wurde, ich war acht und dreyßig Jahr alt, schien aber kaum fünf und dreyßig. Es war eine Hauptepoche in meinem Leben, denn von nun an verließ

mich die Liebe. Ich starb im Jahr 1772. und überlebe mich gleich einem bey der Wurzel abgehauenen grünenden Baum, der im Wasser noch zu wachsen scheint, um nachher eine kleine Laube zu umschatten, oder vor der Thüre eines Landmädchens als Maye zu dienen.

Ich gieng gleichsam mir unbewußt gegen Louisens Wohnung zu, doch sehr langsam, wie einer der kein bestimmtes Ziel hat, und kam auf der neuen Brücke an. Während daß ich da stund und die Sterne betrachtete, kamen zween Frauenzimmer bey mir vorbey. Ich wandte meine Blicke nach ihnen, und die eine lächelte mich an. Ich erkannte sie nachher für eine meiner Bekanntschaften, und fing an mit ihr zu reden, wie es ihr gienge? ob besser als sonst? — „Ja,“ sagte sie, „viel besser; ein alter Freund meiner Mutter, der mich noch als Mädchen insgeheim liebte, erbarmte sich meines elenden Zustandes, ward davon gerührt, und erbot sich für mich zu thun, was in seinen Kräften stünde. Er entzog mich

mich der Sklaverey meines Manns, der froh war mich loß zu werden, und hielt mir einen Lehrer in der Geographie. Mit dessen Hülfe bin ich so weit gekommen, daß ich nun selbst Unterricht gebe; ich habe viel Schülerinnen, studiere des Morgens, und Nachmittags gebe ich Lektionen bis auf den Abend. Diese junge Person ist eine meiner Schülerinnen, die mich immer in der lezten Lektion abholt; aber warum sehen Sie nach dem Himmel?“ — „Ich will Ihnen auch etwas lernen, die Astronomie.“ — „O! wie würde ich Ihnen danken.“ — Ich unterbrach sie, und zeigte ihr einige der vornehmsten Gestirne, als z. B. die beyden Bäre, und versprach ihr für Morgen eine kleine Anleitung. Das kleine Mädchen schien aufmerksam zuzuhören, wagte aber nicht mich etwas zu fragen, sondern wandte sich an ihre Lehrerin, die mir ihre Fragen wiederholte. Wir verweilten uns hier, bis beynah eilf Uhr, und ich blieb gerne, es zerstreute mich einen Augenblick, und ließ mich die Entbeh-

rung,

rung, die ich mir auferlegt hatte, weniger fühlen . . von hier eilte ich zur Marquise, wo ich erfuhr, daß man mit der Hochzeit Thereſens und Louiſens beſchäftigt wäre, und daß zugleich die vier andern Paare ſollten verheirathet werden.

Ich hatte den folgenden Abend eine Zuſammenkunft mit den geſtrigen beyden Damen, und gieng bey Zeiten aus. Unterdeſſen daß ſie erſchienen ſpazierte ich auf und ab, und erblickte Roſetten nicht weit von mir gehen. Ich redete ſie an, und erfuhr, daß ein Mann von 40 Jahren, ein wohlhabender Uhrmacher um ihre Hand anhielt. Ich rieth ihr, dieſe Gelegenheit nicht vorbey zu laſſen, und gieng weiter. Einen Augenblick nachher bemerkte ich ein junges, ſchöngewachſenes, aber ſehr kleines Mädchen, das ich anfangs für ein Kind hielt. Ich gieng auf ſie zu, ſie ſchien ſich zu fürchten, und ſo blieb ich ſtehen. Sie kam die Treppen der Brücke herunter, während daß ich zurückkehrte, und ſtand nun gerade

vor mir. Dies gab mir eine ungünstige Meinung von ihr. In demselben Augenblick näherte sich ihr ein junger Mensch, ich merkte, daß es eine Bestellung war, konnte ihnen aber nicht folgen, indem meine beyden Scholarinnen erschienen.

Ich wiederholte meine gestrige Lektion, und dehnte den Zirkel etwas weiter bis zum Cepheus und der Kaßiopea aus. Ich begleitete dies alles mit einigen Erklärungen über die Natur der Planeten, Fixsterne u. s. w. Diese zweyte Lektion dauerte wie die erste bis eilf Uhr.

Ich gieng unter Louisens Fenstern vorbey, und glaubte Theresen bey ihr zu bemerken, welche sagte: „Er kömmt nicht wieder!“ Erst in einiger Entfernung wagte ich es meine Augen aufzuschlagen, konnte aber nichts mehr unterscheiden. —

In Erwartung meiner Scholarinnen spazierte ich heute wieder auf der neuen Brücke hin und her, als ein Wagen vor mir stille hielt.

hielt. Ein Herr sprang aus dem Schlag auf mich zu, mit den Worten: „Sie kommen nicht mehr an den Ort der Korrespondenz! hier sind einige Papiere, die man dahin gelegt hatte.“ — Ohne meine Antwort zu erwarten sprang er wieder in den Wagen und entfernte sich. Ich trat unter eine Laterne und las folgende Titel zu neuen auszuarbeitenden Werken.

1) natürliche Theologie, oder Briefe eines Jünglings an seine Braut, worinn er ihr die gegenseitigen Pflichten, nebst allem übrigen erklärt, was sie in Ansehung seiner denken, glauben und thun soll.

2) der unerfahrne Ehemann, und die unwissende Ehefrau, eine wahrhafte Pariser Geschichte, ohne Wahrscheinlichkeit.

Weiter konnte ich für diesmal nicht lesen, weil ich unterbrochen wurde. Das junge Mädchen von gestern kam dicht vor mir vorbey, und gieng nach der Straße Dauphine. Ich

betrachtete sie genauer und sah ein schönes interessantes Gesicht, doch schien mir ihr Abendspaziergang auf dieser Brücke von keiner guten Vorbedeutung. Ich folgte ihr, um sie anzureden, grüßte sie, erhielt aber keinen Dank, und bemerkte, daß sie mich vermeiden wollte. Ich trat näher und nöthigte sie zu reden: „Lassen Sie mich mein Herr!“ — „Ich will Sie nicht aufhalten, sondern blos einen guten Rath geben. Sie kommen alle Abend hieher, man hat Sie bemerkt, und könnte Sie einmal als ein öffentliches Mädchen aufheben. Seyn Sie aufrichtig gegen mich, vielleicht kann ich Ihnen dienen.“ „Aber Sie erwarten jemand,“ sagte sie, „ich habe Sie schon zweymal mit denselben Damen sprechen sehen.“ — „Es sind meine Schülerinnen.“ Ich betrachtete sie genauer, und fand eine feine ausgezeichnete Physiognomie. — „Vertrauen Sie sich mir,“ sagt' ich. — „Ich habe keine großen Geheimnisse, ich gehe den Tag über nicht aus, und erwarte des Abends hier in der

Kühle meinen Mann, sobald dieser kömmt, gehen wir zusammen nach Hause.“ „Sie sind also verheirathet!“ — „Ja!“ — „Was für eine Stelle bekleidet Ihr Mann?“ — Hier stutzte sie eine Minute, und ich mußte meine Frage wiederholen, bevor ich die Antwort erhielt, daß ihr Mann die Spielsääle und Billards besuchte, um daselbst gute Ordnung zu erhalten. Nun wußt ich woran ich war, und bekam nicht den besten Begriff von der Dame. Unterdessen kamen die beyden andern, und ich verließ sie, um meine heutige Lektion zu geben, welche wieder bis eilf Uhr dauerte, worauf ich zur Marquise gieng.

Acht und sechszigste Nacht.

Der erzwungene Spaziergang.

Ich wünschte der süßen Gewohnheit nach Louisens Gegend zu gehen zu entsagen, und nahm heute meinen Weg nach dem Antonsthor. Bey St. Margarethen kam ein Hund auf mich

zu, an dessen Bellen ich merkte, daß sein Herr nicht weit weg seyn mußte: „Wer da!“ rief man mir zu, „zurück!“ — „Ich bin,“ sagte ich, „kein gefährlicher Mensch, ich habe mich in diesem einsamen Viertel verirrt, und wünschte wieder auf den rechten Weg zu kommen. Wollen Sie mir die große Antonsstraße weisen?“ — Nun erschien ein Mann im Schlafrock mit einem jungen Frauenzimmer am Arm, welche hoch schwanger schien. — „Folgen Sie, ich will Ihnen den Weg zeigen,“ sagte er, und so giengen beyde vor mir hin. — „Das wird dir gut thun,“ sagte er, „du schläfst die Nacht nicht, und mußt dich ein wenig ermüden.“ — Wir giengen alle drey stillschweigend fort. Aus einigen Worten schloß ich, daß der Mann hart und streng gegen sie war, und als wir an die Straße kamen, sagte er zu mir: „Hier ist Ihr Weg, gehen Sie nun Ihre Straße.“ — Ich dankte mit einem Kompliment, und wußte nicht recht was ich denken sollte. Sobald er in eine Nebengasse

eingebogen hatte, zog ich die Schuhe aus und schlich ihnen nach, um zu horchen. Der Mann zankte, das Mädchen weinte, und er befahl ihr zu schweigen Ich verbarg mich im Schatten so gut ich konnte, als der Mann das Mädchen verließ, und nebst seinem Hund auf die Seite trat. Nun näherte ich mich dem Mädchen und gab mich zu erkennen. „Kann ich Ihnen dienen?“ frug ich, „ich kenne eine vornehme Dame, die Sie beschützen wird.“ — Sie erschrack anfangs, und sagte endlich, sie wünsche zu entfliehen. Ich zog ihr die Schuhe aus, weil sie sich nicht bücken konnte, der Mann rief, als wir uns eben entfernten, und nach verschiedenen vergeblichen Versuchen kamen wir in den Durchgang eines mir bekannten Hauses. „Ich bin sehr unglücklich,“ fing sie an, „ich habe einen Liebhaber, den ich über alles liebe, wir glaubten, daß wenn wir ein gewisses Mittel ergriffen, wir ihn nöthigen würden, seine Einwilligung zu unsrer Heirath zu geben. Aber mein Vater ist wüthend, sperrt mich den

Tag über ein, und zwingt mich des Nachts um meiner Gesundheit willen spazieren zu gehen. Er will mein Kind ins Findelhaus geben, und sobald ich wieder hergestellt bin, mich mit einem seiner Freunde einem unempfindlichen rohen Menschen verheirathen, der meine Lage kennt, und sich dennoch nicht abhalten läßt. Urtheilen Sie was für ein Schicksal mich erwartet, bey einem Mann, den ich wegen seiner Häßlichkeit, seinem stinkenden Athem, und seiner schlechten Denkungsart wegen verabscheuen muß! Ich wünsche mir lieber den Tod, führen Sie mich zu meinem Geliebten, er wohnt ...." Ich gab ihr zu verstehen, daß dieß nicht geschehen könnte, ohne mich und ihren Geliebten der Gefahr auszusetzen, wegen Entführung angeklagt zu werden, dagegen wollte ich sie sogleich unter den Schutz einer Person ihres Geschlechts bringen. — „Ach! Sie führen mich vielleicht zu einem verlornen Weib! denn ich kenne Sie ja nicht!" .. „Sie beleidigen mich nicht, weil Sie mich nicht kennen,

nen, aber Sie sollen sogleich eines Bessern überzeugt werden.“ — „Ich muß wohl thun was Sie wollen,“ — sagte sie. In dem Augenblick hörten wir den Vater in der Straße laufen, und den Hund vor dem Hause bellen, wo wir standen. Zum Glück gieng er vorbey, wir mußten aber beynah eine Stunde warten, bevor wir sicher fortgehen konnten. Endlich kamen wir bey der Marquise an, wo ich sie der Kammerfrau übergab, und ein Billet für ihre Herrschaft zurückließ.

Die neue Brücke.

Heute traf ich abermals die kleine Person auf der Brücke an, und kaum ward sie mich ansichtig, als sie sich zu verbergen suchte. Erstaunt darüber folgte ich ihr bis in eine kleine abgelegene Gasse und sah sie in ein Haus hineingehen. Ich erkundigte mich nach ihr bey einer Federviehhändlerin, welche eben daselbst wohnte.

„Ach!“ sagte diese, „ich will mir den Mund nicht mit solchem Zeug beschmutzen, man vermiethet an solche Leute, weil man in einer Gasse wie diese nicht anders kann. Wer sollte wohl hieher ziehen wollen, als dergleichen Pack. Meine Hühner, Gänse, und übriges Geflügel wohnt hier, aber für mich wäre die Wohnung zu schlecht.“ —

Ich kannte schon diese Sprache und stieg in das zweyte Stockwerk hinauf, um zu horchen. Ich erkannte die Stimme der jungen Person, sie weinte . . . „War das deine Absicht als du mich mit so süßen Worten dem väterlichen Hause entlocktest? . . Nun bin ich verloren; denn der Mann der mich gestern sah hat mich gewiß erkannt. Ach! warum hab' ich dich angehört!“ . . Der Mann wurde zornig, schlug sie, und drohte ihr mit dem Hospital, wenn sie nicht den Augenblick wieder auf die neue Brücke zurückkehren würde. Ich gieng voran, ohne daß sie es bemerkte.

Sobald

Sobald sie vor den Stufen war redete ich sie an: „Misfällt Ihnen Ihre Lebensart, und wünschen Sie dieselbe zu ändern, so vertrauen Sie sich mir, ich kann Ihnen helfen.“ „Sie kennen mich doch wohl! mein Herr!“ — „Ich weiß, daß Sie mit einem Mann verbunden sind, der Sie Ihren Eltern entführt hat.“— „Wahr ist dies, aber ich bin mit ihm verheirathet.“ — „Möglich“ — „Meine Eltern haben zur Heirath eingewilligt, aber . . . er begegnet mir hart . . sehr hart . . .“ „Ich biete Ihnen Schutz an.“ — „Aber wird man ihm übel begegnen?“ — „Gar nicht, man wird an ihn nicht denken, und sich blos mit Ihrem Wohl beschäftigen, kommen Sie mit mir“ . . . Sie war so bewegt, daß sie mir stillschweigend und willig nach dem Pensionshause folgte. Den folgenden Morgen wollte sie wieder heraus, allein man schrieb an ihre Eltern, welche sogleich nach Paris kamen, und ihre Tochter in Sicherheit brachten. Ihr Mann aber erhielt seine verdiente Strafe.

Ich konnte bey solchen Gelegenheiten frey schalten und walten, und die Marquise genehmigte alles. Viele der dahin gebrachten Personen blieben nur kurze Zeit daselbst, und bedurften nur einer augenblicklichen Hülfe. Ich erkundigte mich nach dem schwangern Mädchen, sie war unterdessen in Sicherheit. Man hatte mit ihrem Vater gesprochen, und hin zu bewegen gesucht, sie ihrem Liebhaber zu geben. Noch aber war nichts ausgerichtet worden.

Die entwischten Spitzbuben.

Ich kehrte über die Wechselbrücke zurück, die damals noch voller Häuser stand. Gegen die Mitte derselben bemerkte ich noch Licht durch einen Ritz, und da ich wußte, daß niemand in dem Hause wohnte, schöpfte ich Verdacht, und weckte den Pförtner der Brücke. Zum Glück war dieser nicht seiner Gewohnheit nach betrunken, und sagte selbst nach einigem Nachsinnen, es müßten Diebe seyn. Sogleich

postirten

postirten wir einige Nachbarn an die Ausgänge der Brücke, und um das Haus herum, während daß ich nach der Wache eilte, und sie zurückbrachte. Der Pförtner öffnete nun die Thüre des Hauses, die Wache gieng nebst einigen Bürgern hinein, und die Diebe waren verschwunden. Man sah sich an, durchsuchte alle Ecken, die Thüren u. s. w. und fand nichts. Endlich bemerkte man einige Bretter von einer Krambude losgebrochen; hier waren sie durchgewischt, und hatten sich an einem Strick in einem bereit stehenden Kahn heruntergelassen. Man vermißte sogar nichts, denn die Diebe waren in der ersten Arbeit gestört worden. Den folgenden Morgen bemerkte ein Buchhändler blos daß ihm einige Bücher fehlten, aber dies war nicht ihr Zweck gewesen, sondern die Absicht war auf einen Juwelierladen dicht neben an gerichtet.

Der Mann des Entsetzens.

Ich gieng nebst dem Original Duhameauneuf heute spazieren, als wir auf zwey Frauenzim-

enzimmer, Mutter und Tochter stießen; lez= tere war sehr schön. Wir giengen weiter, oh= ne sie viel zu bemerken, als wir bald darauf einen Schrey vernahmen. Wir drehten uns um, und da wir sahen, daß es die junge Person war, liefen wir zurück ihr zu helfen. Statt auf unsre Fragen zu antworten, faßten sie uns beyde zitternd und voller Schrecken beym Arm, und drückten sich fest an. Wir staun= ten noch mehr, und wiederholten unsre Fra= gen; — keine Antwort; sie zitterten und vermoch= ten kaum noch auf den Füßen zu stehen. Wir schwiegen also und giengen. Ich hatte die Mutter, die Tochter gieng vor uns her, als erste= re den Kopf zurückdrehte, einen Schrey that, und in Ohnmacht sank. Ich sah um mich, und erblickte niemand als einen Mann im run= den Hut und im Mantel. Ich suchte der Frau zu helfen, die Tochter lief herbey, und erblickte den Mann. Es war nicht anders, als wenn er Medusens Kopf bey sich trüge, denn das Mädchen sank bey seinem Anblick gleich=

gleichfalls vor Schrecken zu Boden. Mein Gesellschafter richtete sie auf, und führte sie fort, der Mann aber gieng vor uns vorüber, ohne einen Blick auf die Frauenzimmer zu werfen, nur sagte er: „Ich habe sie gesehen, ich weiß woher sie kommen, das ist mir genug!" — „Er hat gesprochen!" sagte die Dame. — „Nun," sagt' ich, „was liegt daran?" — „Ach nehmen Sie sich unsrer an . . . Wir sind Mutter und Tochter . . . Sie sehen Angelique sie ist liebenswürdig, sanft, gutmüthig, mein einziger Trost" . . „Und denn?" . . „Aber der Mann den Sie gesehen haben, besitzt ein Dokument, wodurch er beweisen will, daß sie ihm gehört . . er will sie haben . . Er hat Beweise vorgebracht, die wahr scheinen, und doch falsch sind, und damit einen Befehl erschlichen mir sie wegzunehmen . . . Meine Tochter verabscheut ihn, es ist ein niedriger, ausschweifender, treuloser Mensch, der meiner Tochter von ihrer Geburt an den Untergang schwur, weil er damals in mich

verliebt war, und ich ihn verachtete. Es ist eine Intrigue ohne Beyspiel. Er gewann den Pathen einen schlechten liederlichen Menschen, den er abrichtete und bezahlte, um sich in unsre Bekanntschaft einzuschleichen. Dieser gab bey der Taufe meine Tochter für einen Knaben aus; die Pathin war ein zehnjähriges Kind, welches von allem nichts verstand. Ich hatte einen Arzt, folglich fehlt mir auch das Zeugniß der Hebamme . . mein Mann war verreist. Denselben Tag ließ der Mensch ein natürliches Kind, einen Knaben taufen, den er von seiner Magd hatte, und gab ihm in der Taufe den Namen meiner Tochter. Hierauf hintergieng er die Amme so listig, daß er sie zweifelhaft machte, wem jedes der beyden Kinder angehörte, so daß die Amme meiner Tochter nicht anders glaubte, als daß man ihr mein Kind vertauscht hätte. Sie warnte mich, und ich ließ mir meine Tochter zeigen. Ich versicherte ihr, daß es mein Kind wäre, aber sie blieb immer zweifelhaft, so wie die andere, welche den Knaben hatte. Heute

Heute kam er und stellte uns einen häßlichen rohen Kerl vor mit den Worten: „Hier Madam, ist Ihr Sohn, und dies ist meine Tochter; hier sind die Taufscheine“ . . Ich widersprach, beschuldigte ihn der Lügen, aber er bewies mir, daß er mir meine Tochter wegnehmen könnte, wenn er wollte. Ach! ich kenne ihn, und weis seine Absichten“ . . „Ich will lieber sterben“ . . rief die Tochter, „dies hier ist meine wahre Mutter“ . . Wir waren bey ihrem Hause angekommen, sagten, sie möchten das Nothwendigste in der Geschwindigkeit einpacken, wir wollten sie in Sicherheit bringen. Bey dem Namen der Marquise glänzte die Freude in ihren Augen; sie nahmen ihre Dokumente, Papiere, Schlüssel und dergleichen mit sich, verabschiedeten ihre Magd, und folgten uns. Die Marquise war höchsterstaunt über einen so seltsamen Vorfall, und versprach ihnen den Schutz eines ihrer Verwandten, der Parlamentspräsident war, worauf sie ihnen eine Empfehlung für das Pensionshaus gab.

Wir giengen auf dem Rückweg vor ihrem Hause vorüber, und sahen es mit Wache besezt. Der Kerl hatte durch seine Verbindungen einigen Kredit, und einen Befehl erschlichen, weil er nicht wagte öffentlich zu klagen. Wir sprachen mit ihm in einem Ton, woraus er ersah, daß wir um sein Geheimniß wüßten, und er stund betroffen und erstaunt da. Wir überließen ihn dem Nachdenken über seine strafbare Unternehmung.

Die beyden Abbés.

Duhameauneuf kam zuweilen zu mir, um mit mir die Marquise zu besuchen, welche sich oft an seiner Originalität belustigte. Wir giengen heute um neun Uhr nach dem Palais-royal, beobachteten alles, was um uns her vorgieng, und sahen von Zeit zu Zeit in die Laden der Modehändler hinein. Ich staunte in einem derselben das Mädchen zu erblicken, um dessentwillen die beyden Abbés sich auf Pistolen (obgleich nur blind) geschlagen

hatten

hatten, und argwöhnte hierunter etwas Verdächtiges. Mein Original stand mit aufgesperrtem Mund und Augen vor der Glasthüre, als jemand von hinten über seinen Kopf griff, die Thüre aufstieß, und ihn der ganzen Gesellschaft in seiner beschaulichen Stellung zum Gelächter Preiß gab. Es waren ein halb Dutzend hübscher Mädchen, welche in zwey Reihen da saßen, und deren lautes Gelächter über seine unvermuthete Erscheinung, ihn endlich zu sich selbst brachte. Dieser Laden stund in gutem Ruf, und viele Eltern vertrauten der Dame ihre Töchter an, um sie in weiblichen Arbeiten zu unterrichten. Mein Kamerad war zur Thüre hineingestolpert, und ich trat hinter ihm ein. Während daß er sich gegen die Dame wegen seiner Neugierde entschuldigte, trat ein Mann herein, den ich nach aufmerksamer Betrachtung für den Abbé erkannte, welcher damals entflohen war, und den man mir als einen Verführer geschildert hatte. Er war in einem violetten Kleid, und

sprach sachte mit dem Mädchen, welches ihm ziemlich lebhaft antwortete: „Was haben Sie denn,“ sagte die Dame, „mit Ihrem Herrn Bruder?“— „Er ist,“ unterbrach ich sie ganz kaltblütig, „nicht ihr Bruder“— „Woher wissen Sie das?“ — „Ich kam hieher, um es Ihnen zu sagen.“ — „Mir“ fuhr sie fort, „hat man gesagt, daß Mademoiselle eine Waise wäre . . daß sie nur diesen Bruder hätte!“ — „Möglich! vielleicht seit sechs Monaten, aber der Herr ist nicht ihr Bruder . . sondern ihr Verführer.“ Ich hatte meine guten Gründe, warum ich ihn nicht schonen wollte, und erzählte die Geschichte seines Duells. Die Dame ward abwechselnd blaß und roth, der angebliche Herr Bruder stammelte, und ich sagte heimlich zu meinem Begleiter, er möchte die Eltern des Mädchens herbeyrufen, während daß ich den Abbé durch allerley Fragen aufhielt.

Mein Original war sehr behend, kam nach einer Viertelstunde wieder, und zugleich hielt ein Wagen vor der Thüre. Die Eltern waren kaum ausgestiegen, als sie ihre Tochter

erblick-

erblickten, und auf sie zuliefen. Sie weinten vor Freuden, und wir wurden alle sehr gerührt. „Bevor der Herr Abbé von hier weggeht,“ fing die Dame des Hauses an, „will ich wissen, welchen Tag Mademoiselle von ihren Eltern entwichen ist?“ — „Den 10. April“ sagte die Mutter. — „Um welche Zeit?“ — „Um acht Uhr des Abends.“ — „Mademoiselle kam hieher?“ . . „denselben Tag um ein Viertel auf neun Uhr,“ sagte ein anderes hübsches Mädchen des Hauses. — „Ich stehe Ihnen nun,“ fuhr die Dame fort, „für Ihre Tochter, sie ist seitdem nicht einen Augenblick unter meinen Augen weggekommen.“ — „Ach! das gute Kind,“ rief der Vater, „ich wußte wohl, daß sie nicht fähig war, uns einen Augenblick zu betrüben.“ — „Man weiß ja,“ sagte die Mutter mit höhnischem Ton, „wie sie erzogen worden . . . Mademoiselle Sie kommen jezt mit uns.“ — „Diese Entdeckung,“ sagte ich nun, „haben Sie mir zu verdanken.“ — „Wirklich,“

sagte der Vater, „ach! jezt erkenne ich Sie wieder, aber was rathen Sie uns jetzund?“ — „Daß Sie Ihre Tochter noch eine Zeitlang hier lassen, Madame ist eine rechtschaffne Frau, und das gute Beyspiel dieser wohlerzogenen schönen Mädchen, wird sie wieder auf den Weg zurückbringen, den sie vielleicht einen Augenblick verlassen hat. Fürchten Sie nicht, daß Sie der Herr hier wieder zu sehen bekomme . . Sie könnte er hintergehen, aber Madame läßt sich nicht von ihm betrügen.“ — Die Eltern willigten ein, aber die Dame war etwas ernsthafter, und das Mädchen mußte sie selbst dringend bitten, sie zu behalten, und vor der Verführung zu bewahren, bevor sie sich dazu verstund.

Wir giengen sehr spät hier weg.

Der Mann des Entsetzens;
Fortsetzung.

Wir kehrten ganz gelassen zurück, als mein Gesellschafter von hinten zu einen Hieb wie

von

von einer unsichtbaren Hand bekam. Ich fuhr zusammen, mein Begleiter befühlte sich und fand seinen Rock durchhauen, doch war der Hieb zwischen demselben und der Weste abgegleitet. Wir untersuchten die Thüren, sahen und hörten nichts, forschten zu beyden Seiten, und waren auf unsrer Huth in Besorgniß eines zweyten Ueberfalls. Duhameau-neuf untersuchte eben eine Thüre, als ich an dem Fenster einer Treppe einen Mann bemerkte, der etwas in der Hand hielt. Ich drückte mich an der Wand weg, um meinen Kameraden abzuhalten, als ein großer Stein vor uns niederfiel. In der Angst wußten wir nicht wohin, und liefen beyde bis zum Eingange der nächsten Straße, wo wir stehen blieben, und eine Viertelstunde warteten. Endlich sahen wir einen Mann aus dem Hause kommen, den wir für denselben erkannten, der die Mutter und die Tochter erschreckt hatte. Wir machten uns gefaßt ihn von hinten anzufallen, zu entwaffnen, und nach der Wache zu schlep-

 pen,

pen, als er gerade wieder umkehrte, ohne uns bemerkt zu haben. Eben kam ein gemeiner Mann die Straße her mit einem Licht, und so wie uns der andere erkannte, schlug er seine Thüre wieder zu. Wir kehrten sogleich zur Marquise zurück, und diese that seinen fernern Bosheiten Einhalt, indem sie ihn den folgenden Morgen auf unsre Klage einziehen ließ.

Neun und sechszigste Nacht.

Der lebendig Verstorbene.

Ich eilte diesen Abend nach der neuen Brücke, um meine Scholarinnen aufzusuchen, als mir ein Begräbniß unterwegs aufstieß. Es war, wie man sich heimlich sagte, ein verschuldeter Kaufmann, der sich, um der Verfolgung seiner Gläubiger zu entgehen, erschossen hätte. Er hatte, sezte man hinzu, seiner Frau geschrieben: „daß seine Gläubiger mit ihr und ihren Kindern Mitleid haben würden, und

daß

daß er um deswillen sein Leben aufopfere ....“ Ich hörte dies kaltblütig an, und gieng weiter. Seitdem erfuhr ich, daß sich der Mann nicht erschossen, sondern einen entstellten Leichnam an seine Stelle untergeschoben hätte u. s. w. Ich erzählte dies der Marquise.

Der Traum.

Hier muß ich der Kürze halber melden, daß der Herr von dem im vorigen Bande die Rede war, daß er geträumt, er wäre ein König, und den sein Schmeichler in den Schlaf lesen mußte, endlich fest einschlief, worauf sein Vorleser allmählich seine Stimme mäßigte, endlich ganz stille schwieg, und dem Bedienten winkte, seinen Herrn auszukleiden. Man brachte ihn ins Bett, und hier nahm der Traum eine andere Wendung. Er sah sich wieder in seiner wahren Gestalt, war nicht mehr König, dagegen glaubte er nun in den Zustand des Mesmerischen Schlafredens gerathen

rathen zu seyn, und ein so scharfes Gesicht zu haben, daß er das Innere aller derjenigen sehen konnte, die sich ihm näherten .....

Das Signal, und die Laterne.

Ich gieng noch vor dem Kirchhof vorüber, wo der verstellte Todte begraben war. Die Chirurgen hatten Wind davon bekommen, und den Körper von dem Todtengräber erhandelt. Sie trugen ihn eben weg, als ich dazu kam, und ich folgte ihnen bis auf ihr Zimmer nach, weil sie mich für einen ihres Gleichen hielten. Sie machten sich sogleich an die Sektion, und erkannten ihren Irrthum, als sie sahen, daß der Mann an einer Brustkrankheit gestorben war. Die Furcht, daß alles möchte entdeckt werden, trieb mich von hier weg, und erst an der Insel Saint Louis schöpfte ich freyen Athem.

Hier hörte ich eine schöne Stimme mit der Harfe begleitet, ein Lied singen, dessen Inhalt und Melodie mich bezauberte. Stumm hor-

horchend stand ich da, und wagte nicht zu athmen, um keine Sylbe zu verlieren, doch staunte ich über die ungewöhnliche Stunde. Die Musik hörte auf, und es erschienen zwey Frauenzimmer auf dem Balkon. An dem Schein der Laterne erkannte ich die eine für eine schöne junge Dame, die andere für ihre Kammerfrau. Ich regte mich nicht: „Wird er mich gehört haben?" sagte die erstere. — „Ohnstreitig, die Stille der Nacht hat Ihre Stimme begünstigt . . . sehen Sie dort Licht in seinem Zimmer!" — „Wirklich!" — „Hören Sie seine Flöte?" — „Ach! er wird mir antworten; laß uns horchen . . . . es ist das Lied: Süßes Angedenken u. s. w. . ." „Ach! wie froh bin ich, dies Lied bestätigt mir, daß er wieder versöhnt ist . . . ." Beyde giengen wieder ins Zimmer zurück, aber erst nachdem das Lied ausgespielt war, wurden die Fenster zugemacht.

Sonst gab es in dieser Stadt eine Zeit, wo alles in tiefe Finsterniß verhüllt war, dies

war

war der Einbruch der Nacht, folglich gerade der Zeitpunkt, wo die Straßen mit Menschen am stärksten angefüllt waren. Die Laternen wurden zu spät angezündet, und dann nur mit einem einzigen schwachen Licht versehen, so daß sie ohnerachtet ihrer Menge immer nur einen schwachen Schein von sich gaben. Jezt geht es besser, und die Straßen werden mit weniger Mühe heller erleuchtet, so daß eine einzige Laterne schon einen ziemlichen Raum erhellt.

Die Nachtschwärmer machten sich ehmals das Vergnügen die Laternen einzuschlagen, weil sie mit dem Stock konnten erreicht werden, auch diesem ist jezt abgeholfen, so daß sogar die Kutscher des hohen und niedern Standes den Anzünder uud die Laterne respektiren. Der elegante Kutscher eines vergoldeten Kabriolets, und selbst der einer Stutzerin, der doch immer einige Grade unverschämter ist, als seine Kollegen, halten inne, und warten.

Während daß ich diese schöne Ordnung in einer so unermeßlichen Stadt bewunderte, und

bey

bey mir selbst überdachte, wie viel Schritte nöthig waren, bis man zu diesem Punkt gelangte, wurde ich ein junges Kaufmannsmädchen gewahr, welches einem kleinen Briefträger zuwinkte. Es war ein hübscher junger Knabe, dessen kastanienbraunes lockigtes Haar eine niedliche Gesichtsbildung angenehm umschattete. Ich glaubte, sie würde ihm ein Briefchen geben, und staunte darüber in Betracht seiner Jugend. Aber nichts von alle dem, sie gab ihm Geld, und begleitete es mit den Worten: „Sey immer brav mein guter Peter, . . . kannst du denn bald lesen? . .“ „O ja! ich lese Geschriebenes.“ — „Nun laß sehen, hier ist meine Handschrift.“ Der Junge fing an zu lesen: „Wenn Peter fleißig ist, und gut rechnen und schreiben lernt, so will ich Mama bitten, ihn ins Haus zu nehmen, nicht als Bedienten, er soll nicht hinter dem Stuhl stehen, sondern in dem Laden. Damit ich aber sehe, ob du was lernst, so sollst du mir auf diesen Brief antworten, und morgen wenn die Laternen wieder ange-

zündet

zündet werden, erwarte ich deine Antwort. Leb wohl Peter, ach! wie froh würde ich seyn, dich in einem schwarzen Rock zu sehen! das ist mein höchster Wunsch ... Leb wohl! und versäume die Stunde nicht." ..

Den folgenden Abend gieng ich in dieselbe Gegend, als eben die Laternen angesteckt wurden, und sah Petern seine Antwort überreichen, aber Agathe las sie heimlich, schien damit zufrieden, und klopfte ihm sanft die Backen, worüber der hübsche Junge hoch erröthete.

Das Kabriolet.

Von hier nahm ich meinen Weg nach der Dauphinestraße, wo mir plötzlich ein heftiges Geschrey entgegen tönte. Ich lief hinzu und erblickte ein schönes Mädchen ohnmächtig an der Schwelle eines Ladens liegen, einen hübschen jungen Menschen an den Zügeln eines stolzen Kabrioletpferdes hängen, welches sich bäumte und ihn mit fortriß, ohne daß er es fahren ließ, während der Stutzer der in dem

Wagen

Wagen saß, mit seiner vergoldeten Peitsche bald auf das Pferd, bald auf den jungen Menschen zuhieb. Ich drang durch die Menge durch, „der elende Kerl hätte wenn ich nicht war, eine geliebte Person, an der mein Leben hängt, gerädert, unter die Füße getreten . . das Ungeheuer!“ — „Sie haben Recht,“ sagte ich, „aber es giebt Gesetze, warum wollen Sie sich selbst rächen. Und Sie,“ wandte ich mich zu dem vornehmen Taugenichts, „unterstehen Sie sich noch einen Schlag zu thun, so . . .“ Er hielt inne, und kaum vermochte ich den jungen Menschen zurückzuhalten, der ihn zur Erde werfen, und ihn mit Füßen treten wollte. Auf meine Vorstellung ließ er ihn endlich fahren, er stieg wieder auf seinen Sitz, und verschwand in einem Augenblick aus unsern Augen.

Ich folgte dem jungen Menschen bis zu dem Laden eines Pelzhändlers nach, wo wir das schöne Mädchen in der heftigsten Gemüthsbewegung fanden: „Komm liebe Seele,“ sagte

te er, „das Unglück das dich bedrohte, überzeugt mich noch stärker, daß ich ohne dich nicht zu leben vermag.“ — Sie giengen ein Paar Häuser weiter in einen andern Laden, und ich wandte mich an eine junge feurige Brünette in der Nachbarschaft, die ich etwas kannte, um mehreres von der Geschichte dieser beyden Leute zu erfahren. Sie schwazte gern, ließ mich niedersitzen und fing folgendermaßen an.

„Die schöne Blondine die Sie sahen ist die Tochter der Kaufmannsfrau hier neben, und bereits verheirathet, ohnerachtet sie kaum sechszehn Jahre zählt. Der junge schöne Mann ist ihr Gatte, der sie anbetet und über alles glücklich macht. Noch weiß man nicht wer er ist, selbst seine Schwiegermutter nicht, allein seinem Betragen, und seinem Ansehen nach sollte man ihn für einen vornehmen Familiensohn halten. Die keine Reine war kaum zwölf Jahr alt, als er sich in sie verliebte, und seine Gesinnungen zuerst schriftlich erklärte,

ohne

ohne selbst zu erscheinen. In diesen Brief, den er ihr unter der Addresse ihrer Mutter zusandte, rühmte er ihre Reize auf eine Art, wodurch er ihr zu verstehen gab, wie vielmehr sie dadurch verbunden wäre über sich selbst zu wachen, und ihr Herz vor aller Verführung zu bewahren. Der Brief gefiel der Mutter, und ihm zufolge nahm sie sogleich ihre Tochter aus einer Pensionsanstalt zurück, um sie von nun an nicht aus den Augen zu verlieren.

Ohngefähr vor anderthalb Jahren, erschien der junge Mensch selbst, seine Jugend, sein Anstand, alles schien Zurückhaltung zu erwecken, und die vielen Beyspiele von verführter Unschuld bewogen die Mutter seinen ersten Antrag höchst kaltsinnig aufzunehmen. Er freute sich darüber, und sagte, er wolle ihre Tochter, ohnerachtet ihrer Jugend dennoch heirathen, weil er wünschte seine Frau noch unverdorben zu erhalten. „Sie brauchen sich," sezte er hinzu, „nicht nach mir zu erkun-

erkundigen, Sie sind bürgerlich, aber alle rechtschaffne Menschen haben gleichen Rang. Was mein Vermögen betrift, so ist es Ihnen genug zu wissen, daß ich nichts schuldig bin, dies wird man Ihnen in den verschiedenen Häusern, wo ich gewohnt habe, bezeugen, überdies lege ich ein Kapital von dreyßig tausend Livres Renten in Ihre Hände nieder, welches Sie nach Gutdünken unterbringen können. In allem werde ich Ihrer Meynung folgen, und Ihre liebenswürdige Tochter wird mich reichlich belohnen, auch verlange ich mein Kapital nie wieder zurück."

Diese Bedingungen waren zu lockend, um verworfen zu werden, dennoch bat sich Mad. Telort einige Tage Bedenkzeit aus, um ihre Familie zu Rath zu ziehen, welche einstimmig ihre Einwilligung gab.

Der junge Herr Masson (dies war der Name den er sich gab) kam wieder, die Mutter fand ihn sanft, gutmüthig, geistreich, und so innigst in ihre Tochter verliebt, daß man

man beyde nicht ohne Vergnügen betrachten konnte. Die Heirath ward endlich beschlossen und vollzogen, und nun äußerte sich erst die ganze Größe seiner Liebe, und schien mit jedem Tage zuzunehmen. Er sagte zuweilen: „Ich hatte nur einen Körper, nunmehr aber zwey, und fühle alle Freuden und alle Schmerzen, die mit einer doppelten Existenz verknüpft sind.“ Man frug ihn einsmal, wie es möglich wäre, jemand so zu lieben, denn wirklich scheint seine Neigung unbegreiflich und ohne Beyspiel. Seine Antwort war: „ich sah sie zum erstenmal des Abends bey Licht, und sie gefiel mir ausnehmend, ohnerachtet sie noch ein Kind war. Ich konnte nicht satt werden sie zu sehen, und spazierte ganze Abende lang in ihrer Straße auf und ab. Ich sah ihre schöne Nachbarin, aber diese hatte keine Sprache für mein Herz; immer kam ich wieder zu Reine zurück, und verlor mich in süße Schwärmerey. Ich entfernte mich ungern aus ihrer Straße, und des Nachts er-

 schien

schien sie mir im Traume. Ich sah, daß mein ganzes Glück nur auf ihr beruhte, und that alles, um sie zu erhalten." . . .

Man bemerkte, daß sich bey den Worten: und that alles, um sie zu erhalten, seine Augen trübten. Aber bis jezt hat man nicht das geringste entdeckt. Noch weis man nicht wer er ist, alles ist noch Geheimniß. Nur soviel ist gewiß, daß vielleicht nie eine ähnliche Liebe existirt hat, denn sie geht beynah bis zur Abgötterey." So endigte die Nachbarin ihre Erzählung.

Ich versprach der Marquise die Entwicklung, sobald ich sie erhalten würde. „Was ist dabey zu thun?" sagte sie, „ich weiß die Wahrheit, aber soll ich dies glückliche Mädchen wieder ihren Eltern zuführen, und an ihrer Stelle ihrer Mutter eine Unglückliche wiedergeben? . . . Nein ... Nein — Keine ist glücklicher als tausende, was braucht sie mehr! aber ihr Mann? . . . doch wir wollen es erwarten" . . .

Der

Der Blinde.

Heute Abend fünf Uhr war ich wieder vor der Thüre des kleinen Mädchens, und Peter kam auch. Agathe erschien, und ich hörte, wie sie ihm sagte: „Diesen Abend!“ — Einen Augenblick nachher stellte sie ihn ihrer Mutter vor, Peter ward gut aufgenommen, hübsch gekleidet, und nahm von nun seinen Platz im Laden ein.

Von hier gieng ich auf neue Abentheuer aus, fand aber nichts bis gegen eilf Uhr, als eine Miethkutsche, welche die Antonsstraße langsam heraufkam, und von der Wache begleitet wurde. Alles gieng im tiefsten Stillschweigen. „Wo bringen sie den Unglücklichen hin? dacht ich, ist er strafbar, so ist die Strafe freylich gerecht; aber warum mußte er gebohren werden?“ Ich blieb einen Augenblick stehen, als ein Soldat auf mich zukam, und mir einen andern Weg wies. Ich fand es nicht rathsam zu widersprechen und gieng in die Nebenstraße.

Gleich beym Eintritt stieß ich mit dem Fuß an etwas, und schauderte zurück, als ich die Füße eines Menschen bemerkte. „Wer ist hier?“ frug man mich, „ein ruhiger Bürger, der nach Hause zurückkehrt; und wer seyd ihr?“ — „Ein armer Verlassener, der nicht allein zurückkehren kann.“ — „Und warum nicht? Warum liegt ihr hier in dieser schmutzigen Gasse, in der tiefsten Finsterniß, es ist ja über Mitternacht.“ — „Ach! für mich leuchtet schon lang keine Sonne mehr, ich bin seit dreyßig Jahren blind.“ — „Habt ihr denn keinen Führer?“ — „Ach! ein Mädchen von zwölf Jahren, die sehr hübsch seyn soll; sie führte mich heute nach dem Boulevard und sagte gegen sechs Uhr zu mir: — Papa! hier ist unsre Nachbarin, die mich gern in das Marionettenspiel mitnehmen will, ich habe das nie gesehen, und bin immer bey Ihnen geblieben, erlauben Sie mir diesmal Sie zu verlassen, hier ist unterdessen ein kleiner Junge, der Sie führen soll, kommen Sie nur um neun

Uhr

Uhr wieder hieher. — Ich hatte keine Lust einzuwilligen, aber die Nachbarin selbst sezte mir so sehr zu, daß ich endlich einwilligte. Der Junge führte mich hin und her, doch schien es mir, als wenn ich mich entfernte. Endlich gegen neun Uhr, frug ich, ob ich nicht vor dem Marionettentheater wäre? — „Ihr seyd vor dem Sankt Antonsthor," sagte mir eine Mannsstimme. — Ich rief meinen Jungen, aber der war verschwunden. Nun war ich allein, doch kehrte ich wieder nach dem Boulevard zurück, und frug nach meiner Tochter, aber niemand konnte mich berichten. Ich kehrte nach Hause zurück, gieng wieder aus, und brachte eine Klage bey dem Kommissair gegen die Nachbarin an. Auf dem Rückweg verirrte ich mich, weil ich einem Wagen ausweichen mußte, und da ich mich nicht wieder zurecht finden konnte, wählte ich diese Thorfahrt, und wollte warten bis jemand vorüber käme, aber ich bin eingeschlafen" . .

Ich führte den Blinden nach seinem Hause zurück, und versprach ihm mich nach seiner Tochter zu erkundigen. Dies that ich den folgenden Morgen. Die Nachbarin war die Maitresse eines Pferdehändlers, und als ich in ihr Haus trat, fand ich das Mädchen schon vollkommen zu ihrem künftigen Schicksal, das man ihr bestimmte, ausstaffirt. Ich unterhielt mich lange mit der Frau, welche groß und noch schön war, und fand einen Augenblick, um der Marquise zu melden, daß sie mir sogleich Hülfe schickte.

Bevor ich noch Antwort erhalten konnte, ward das Weib wahrscheinlich meiner Unterhaltung überdrüßig, und bat mich fortzugehen. Ich befürchtete, das Kind zu verlieren, und eilte sogleich zu einem Kommissair, dem ich den Vorgang erzählte, und dann bat, die Frau und das Mädchen holen zu lassen. Ich erhielt es mit einiger Mühe, weil man mich nicht kannte. Die Frau kam erschrocken, aber allein, und läugnete dreist, daß sie ein

Mädchen

Mädchen bey sich hätte. Ich merkte, daß sie sie versteckt oder entfernt hätte, und lief selbst nach dem Hause zurück. Das Kind öffnete mir, aber bey Erblickung einer Mannsperson wollte es die Thüre wieder verschliessen. Ich drang hinein, und da zum Glück der Bediente der Marquise dazu kam, so führte ich sie zu dem Kommissair. Die Livrée der Marquise verschaffte mir Kredit, ich fand besseres Gehör und man schickte nach dem Blinden.

Ich erzählte alles was ich gesehen und gethan hatte, die Frau läugnete dreist, und das Mädchen behauptete sie nicht zu kennen. Der Kommissair stutzte: „Ich war gestern und heute mit einer Nachbarin meines Vaters, und nicht bey Madame, sie will mich unterbringen, was soll ich in meinem Alter, und mit meiner Figur einen Blinden herumführen! Mag er doch ins Hospital gehen.“ — An diesen Reden erkannte man die schlechte Denkungsart des Mädchens. Die Frau behau-

ptete ihrer Seits, daß sie sie nicht kennte, und daß ich sie nicht bey ihr gesehen. Ich hätte meinen eignen Augen nicht mehr getrauet, so unverschämt bestunden die beyden auf ihrer Aussage. Der Kommissair nahm etwas anders vor, bis endlich der Blinde erschien.

„Ich habe eure Tochter wiedergefunden,“ sagte ich, „hier ist sie.“ — Er näherte sich jener sie anzufühlen. „Das ist nicht meine Tochter!“ — „Das glaube ich wohl,“ sagte die Frau, „sie kennt auch ihn nicht, und ist nicht seine Tochter.“ Nun nahm ich das Wort im Ernst und sagte: „Sie sind eine Verführerin der Jugend, und dies Mädchen muß ihren Eltern wiedergegeben werden, sie hat welche, und mag sie mir bald nennen, oder ich lasse sie beyde nach dem Zuchthause bringen.“ Dies war nicht mein Ernst, ich wußte wohl, daß daselbst die Leute noch vollends zu Grunde gerichtet werden, aber ich wollte sie schrecken, und erreichte meinen Zweck. Die Frau fing an zu stammeln, und schien das Mädchen

chen lassen zu wollen. Ich hieß den Blinden mit seiner Tochter sprechen, aber das Mädchen wollte durchaus nicht reden, und verrieth dadurch die gänzliche Verderbniß ihres Herzens. Endlich gestund die Frau, daß die verstellte Stumme wirklich die Tochter des Blinden wäre, daß aber der gute Mann sie wegen dem Bad, und der Wohlgerüche nicht mehr am Geruch und Gefühl unterscheiden könnte. Nun fing die Kleine an zu weinen, und ihr Vater erkannte sie. Ich brachte sie beyde zur Marquise, welche sie anständig versorgte. Das Mädchen kam in das Pensionshaus, und der Vater in eine Fabrike, wo er eine leichte Händearbeit erhielt, damit er nicht gänzlich müßig gienge.

Siebenzigste Nacht.

Seltsame Lebensart.

Ich setzte meine Spaziergänge wie gewöhnlich fort, und begegnete sehr oft dem Original

nal Duhameauneuf. Heute frug er mich, ob ich denn jeden Abend ausgienge? — „Ja," sagte ich, „dies ist die Zeit meines Studirens; andere gehen hinaus aufs Feld, um die vegetirende Natur zu betrachten, ich aber beobachte hier die lebendige vernünftige, und nicht selten auch die unvernünftige Natur." — „Sie müssen mancherley seltsame Dinge sehen; alles lebt und strebt in dieser großen Stadt, und es giebt soviele Menschen, die weiter nichts als dies Streben haben, daß sie stets arbeiten und studieren müssen, um ihren Unterhalt zu gewinnen, und sich den Luxus zu verschaffen, welcher hier nicht selten noch den Bedürfnissen vorgeht." — „Ha! davon hab' ich manches Beyspiel gesehen. Unter andern kenne ich einen Mann, der das Kaffeehaus hier an der Ecke besucht, und gewiß die seltsamste Lebensart führt. Er hat nur einen einzigen Rock, aber von zweyerley Farben, wovon die eine Seite bürgerlich und prachtlos, den Tag über, auswendig gekehrt wurde;

die

die andere so für die Nacht in den Kaffee- und Schauspielhäusern bestimmt war, hatte mehr Glanz und war mit falschen goldenen Tressen besetzt. Er hatte keinen Heller im Vermögen, und wußte keinen Heller zu verdienen, und dennoch brachte er sich durch, wie andere. Er kannte einige Häuser, wo zuweilen Mittagstafel gegeben wurde, und erschien in dem einen in der bürgerlichen, in dem andern mit der glänzenden Uniform. Des Abends, oder auch an Tagen, wo ihm die Mittagsmahlzeit entgegen war, suchte er seine Nahrung auf einem Kaffeehause, und schonte dadurch seine Gesundheit, indem sein Magen Zeit gewann, die alten Mahlzeiten zu verdauen. Er trat in das Haus, suchte jemand auf, der für ihn eine Portion Kaffee nebst einem kleinen Brod bezahlte, mislung ihm aber dies, so ließ er es sich von dem Marqueur geben, und schlich sich nachher unvermerkt fort. Der Wirth wußte dies, verbot aber aus Mitleid seinen Leuten ihn zu beunruhigen, und

sieht

sieht es als ein Almosen an. Freylich konnte er es besser anwenden, aber er antwortete einst auf diesen Einwurf: — der Mann muß Geld haben, um seinen Schuster und seine Wäscherin zu bezahlen, und da seine Einnahme nicht zureicht, so begnügt er sich mit dem Allernothwendigsten. Er kennt einige Schriftsteller, die ihm Theaterbillets geben, damit tritt er an die Einnahme, und bietet sie einem ehrlichen Mann für die Hälfte an. So hat er ein halb Duzend Bekanntschaften erhalten, die ihm die Verlegenheit ersparen, sich an Fremde zu wenden. Eines Tages gelang es ihm über alle Erwartung. Ein Theaterdichter, der ihn nicht genau kannte, vertraute ihm dreyßig Billets an. Der Zulauf war diesen Tag ausnehmend, so daß das Billet auf 48 Sols bis 3 Livres stieg, und der Mann gewann allein an den seinigen zwanzig Thaler. Damit konnte er eine Zeitlang aushalten, nachher gewann er auf dem Billiard, und bey andern Spielen durch Wetten abermals

mals zwanzig Thaler, wofür er sich Wäsche und einen neuen Rock kaufen konnte.

Diese Lebensart ist freylich nicht die ehrenvollste, aber auch nur in zwey Städten der Welt, Paris und London möglich." —

Das Signal. Fortsetzung.

Im Rückwege kam ich wieder vor der St. Ludwigsinsel vorbey, und bemerkte jemand vor dem Hause der schönen Sängerin. Ich schlich im Schatten der Häuser hin, und bemerkte den Liebhaber unter dem Fenster seiner Schönen; wie viel Zärtliches hörte ich nicht! Ich staunte hier in Paris, eine Liebschaft nach spanischer Art zu finden, zu einer Zeit, wo man die Möglichkeit aller wahren Liebe abläugnet. Ich war weit entfernt, dies liebe Paar zu stören, oder zu erschrecken, dessen Liebe mir so rein, so unverdorben schien, und entfernte mich, sobald ich den Abschied hörte. Dieser dauerte über eine gute Stunde, und ich freute mich herzlich darüber, denn ein Ab-

schied

schied der so lang dauert, ist ein sicheres Zeichen, daß man sich ungern trennt.

Der glückliche Finder.

Es ist hier ein gewisser Mann, der den Winter über, täglich um fünf Uhr des Abends, und im Sommer um neun oder halb zehn Uhr mit einer Laterne in der Hand aus seinem Hause zu gehen pflegt. Er durchstreicht die gangbarsten Straßen, die Augen unveränderlich fest auf das Pflaster geheftet, so daß er selten bemerkt, was um ihn her vorgeht, und der langen Gewohnheit halber findet er alles, was andere zu finden sich vergeblich bemühen würden, und wenn etwa ein anderer etwas findet, so ist er listig genug, um es als sein Eigenthum zurückzufordern, so fest hält er an dem Gedanken, daß alles Verlorne ihm zugehöre. Bey alle dem ist er um des Gewinnstes willen so ehrlich, als ein anderer. Alle Tage liest er sorgfältig die Anzeigen von verlornen Sachen, trägt das Verlorne, so er gefunden,

funden, dem Eigenthümer zu, und läßt sich die Belohnung auszahlen; so nimmt er jährlich an zwölf hundert Livres ein. Viele Leute sind gewohnt, wenn sie etwas verloren haben, sich an ihn zu wenden, denn er kennt die meisten Spitzbuben, die ihm ihren sogenannten Fund, um die Hälfte der darauf gesetzten Belohnung überlassen.

Diesen Mann traf ich heute Abend an, und folgte ihm Schritt vor Schritt nach, so lange bis er etwas aufhob. Es war eine Uhr, und ich trat sogleich zu ihm, und forderte sie als mein Eigenthum zurück. Er sah mich starr an, lächelte und sagte: „Das kann Ihr Ernst nicht seyn, denn Sie haben sie nicht verloren.“ — Zugleich drehte er das Licht seiner Laterne gegen mein Gesicht. „Woher wissen Sie das?“ — „Ich sehe es an Ihrer erzwungenen Mine, diese sagt mir, daß Sie mich auf die Probe setzen wollen. Ich errathe jezt Ihre Gedanken, Sie wissen nicht recht, ob Sie Ihren Spaß fortsetzen, oder ob Sie auf-

richtig mit mir reden wollen.“ — „Ich sehe wohl, daß ich es mit einem Mann von Kopf zu thun habe; aber kurz, geben Sie mir meine Uhr wieder, und nehmen das Douceur dafür hin, wenn es so seyn muß.“ — „Nun weiß ich Ihre Gedanken nicht mehr so genau, Sie waren auf jener, die Uhr auf dieser Seite.“ — Ich kehrte auf meinem Weg zurück. — „Ha! nun erwisch ich Sie; die Uhr gehört nicht Ihnen, denn ich bin über eine Viertelstunde hier.“ — „Und ich habe sie schon länger verloren.“— „Nun so sagen Sie den Namen des Uhrmachers.“ — Von ungefähr rieth ich den Namen le Roi, und es traf ein; der Finder war in Verlegenheit, dennoch wiederholte er nochmals, die Uhr wäre nicht mein. „Woran sehen Sie das?“ — „Ich sehe es an Ihrer Mine, und errathe es aus Ihren Fragen . . doch ich kann mich irren, und es ist besser betrogen zu werden, als ungerecht zu seyn, hier ist die Uhr.“ Nun waren wir einig, und ich gestund ihm, daß die

Uhr

Uhr nicht mir gehörte. „Sie richten mich," sagte er, „wieder auf, denn so mußte es seyn, oder alle meine Regeln sind falsch . . nur war ich wegen Ihrem ehrlichen Ansehen verlegen, und wollte doch lieber meinen Regeln entsagen, als einer ehrlichen Gesichtsbildung mistrauen." So giengen wir aus einander.

Seltsamer Nahrungszweig.

Einige Nächte nachher traf ich mein Original wieder an, wir giengen lange miteinander, und wollten uns eben verlassen, als er mich beym Ermel zupfte; „hier ist noch ein seltsamerer Mensch, dessen Lebensart sich niemand träumen läßt. Sehen Sie wie er alle Anschlagszettel von den Ecken herunterreißt? Nun davon lebt er, und dies reicht zu allen seinen Bedürfnissen hin. Die einfachen Zettel verkauft er wieder an den Materialhändler, das Pfund zu drey Sols; die auf einander geleimten bringt er dem Pappendeckelhändler, und das was zerrissen und beschmuzt ist, sammelt

er in eine kleine Kammer, und heizt den Winter über seine Stube damit. Er ist aus Trägheit zu jeder andern Arbeit unfähig, entzieht sich jedes Vergnügen, und seine Kost besteht aus den Ueberresten der Garküche. Des Abends geht er aus, um die Zettel abzureissen, da er aber jeder Gefahr auszuweichen sucht, so bemerkt er genau das Datum, und läßt sie bis nach dem Termin stehen; die bleibenden Zettel hingegen, als Bücheranzeigen u. s. w. läßt er unberührt. Jeden Abend nimmt er die Komödienzettel herunter, und diese allein bringen ihm täglich zwölf bis funfzehn Sols ein. Er schläft von acht Uhr früh bis vier Uhr des Abends, die übrige Zeit bringt er mit Anordnung seiner Papiere zu, und trägt sie zum Verkauf herum. Ueberdies sammelt er auf seinen täglichen Gängen alle kleine Stückchen Holz, Kohlen u. s. w. und so braucht er im strengsten Winter kein Holz zu kaufen."

Die

Die Signale; Beschluß.

Das Abentheuer bey der Insel Saint Louis lag mir zu sehr am Herzen, als daß ich nicht wieder dahin eilen sollte. Ich kam gegen zwey Uhr dahin, und stellte mich in eine Ecke, um zu horchen. Als sich nichts regte, vermuthete ich, daß noch niemand gekommen wäre, und gieng etwas freyer hervor. Bey meiner ersten Bewegung gieng ein Pistol los, so daß die Kugel mir dicht an dem Kopf vorbey pfiff. Ich fuhr zurück, als ich eben ein Geräusch im Fluß hörte, und einen kleinen Nachen erblickte, worinn ein einzelner Mensch war, der eiligst nach dem jenseitigen Ufer hinflüchtete. Ich kannte niemand in der ganzen Gegend, und vermuthete blos, daß hier ein strenger Vater, Vormuud, oder wenigstens ein eifersüchtiger Ehemann oder Liebhaber vorhanden seyn müßte. Dies war alles.

Ein und siebenzigste Nacht.

Straßen-Abentheuer.

Heute Abend begegnete ich abermals dem Original, und er schlug mir vor miteinander durch die Straßen zu ziehen, weil er mir vielleicht etwas zeigen könnte, was ich noch nicht gesehen hätte. Wir zogen also aus, und nahmen unsern Weg durch die Straßen Sankt Anton, Sankt Martin, Sankt Dionys, und Saint Honore', benebst ihren Seitengassen.

In der ersten ließ mich mein Führer einen Mann bemerken, der vor der Thüre einer hübschen Kaufmannsfrau fleißig auf- und abgieng, stehen blieb, u. s. w. bis sich der günstige Augenblick ereignete. Dieser kam, und er legte ein Liebesbriefchen unvermerkt vor ihr nieder; dann zog er sich zurück, um zu sehen, welche Wirkung es hervorbringen würde. Sie mußte günstig für ihn ausfallen, denn wir hörten ihn sagen: „Ha! sie ist gefangen!“ — „Nein wahrlich,“ sagte ich, „wenn

LB Coburg

„wenn es nur daran fehlt, ihr die Augen zu öffnen.“ — Ich trat sogleich in den Laden, und sagte dem hübschen Weibe was ich gesehn und gehört hatte. Sie erröthete und schien äußerst verlegen.

Weiter hin erblickten wir ein anderes hübsches Weib mit ihrem Liebhaber am Arm. Es war ein reicher Mann, der sie verführt hatte, und einen Theil seines Vermögens in ihrem Hause verzehrte. Dennoch waren ihre Umstände nicht die besten, weil keine Ordnung noch Oekonomie im Hause herrschte. Das Weib war sehr gut erzogen, hatte Grundsätze, und war jezt immer unzufrieden mit sich selbst, daher sie Zerstreuungen suchte, und auf solche Art zwey Häuser zugleich zu Grund richtete ihr eigenes, und das ihres Anbeters, ohnerachtet lezterer vier und zwanzig tausend Livres Einkünfte hatte.

In der Sankt Martinsstraße sahen wir einen Kaufmann, welcher gestohlnes Bley einhandelte. Die Waare wurde auf den Hof

hineingebracht, der Schmelzofen stund bereits in vollem Feuer, und so gewann das Bley eine andere Gestalt. Der Mann hatte ein sehr hübsches, wohlerzogenes Weib, aber das schlechte Betragen ihres Gatten hatte nach und nach ihre Neigung und die Achtung gegen ihn geschwächt. Er und sein Bruder waren stets mit der Umgießung des Bleys beschäftigt, so daß das junge Weib mehrere Nächte im Monat ganz allein und verlassen blieb. Dies benuzte ein junger Mensch aus dem Hause, um ihr Schmeicheleyen vorzusagen, er war hübsch, liebenswürdig, und erreichte leicht seinen Wunsch. Mein Begleiter wußte dies, und wir geriethen auf den Gedanken, dem Liebhaber eine Karte zuzuschicken, und ihn im Namen eines Freundes für heute nach dem Palais-royal zu bestellen, damit wir freye Hand behielten. Es geschah, und mein Gefährte pochte leise an der Thür des schönen Weibes. Man öffnete uns nach Gewohnheit ohne Licht, in der Meinung, es sey

der

der Günstling: „Madam,“ fing mein Begleiter an, „Ihr Liebhaber ist weit von hier, und schickt mich an seiner Stelle; er weis wie sehr ich in Sie verliebt bin, und erweist mir die Freundschaft Sie einmal mir zu überlassen. Ich will Sie jedoch nicht hintergehen, deswegen gestehe ich, daß ich nicht derjenige bin, den Sie erwarten, sonst wäre mir eine Lüge nicht schwer geworden.“ — Die Frau fuhr mit einem halberstickten Seufzer auf.. „Nun, Madame, wozu entschließen Sie sich?“ — „Der Elende!“ — „Das mag er seyn, ich an seiner Stelle hätte Sie gewiß nicht einem andern überlassen.“ — „Ach! mein Herr, und Sie wollen sich meine Lage zu nutze machen?“ — „Ja, Madame, ich liebe Sie schon so lange her, daß Ihr Liebhaber Mitleiden mit mir hatte; ich hoffe Sie werden eben so gutmüthig seyn, wie er... Ich bin von allem unterrichtet, und kann Sie in große Verlegenheit setzen ...“ Man antwortete nur durch Seufzen. Mein Gefährte forderte

derte Licht, man verweigerte es anfangs, endlich aber kam welches. Unbeschreiblich war ihr Erstaunen, als sie unsrer zween ansichtig wurde, beynah sank sie vor Schrecken in Ohnmacht. Er sprach ihr Trost ein, doch mit der Bedeutung, daß wenn sie je wieder ihren Günstling annähme, ihr guter Ruf verloren seyn würde, weil er es bekannt machen wollte. Zugleich meldete er ihr, daß er das Gewerbe ihres Mannes kenne, und ihn angeben würde, wenn er es fortführte. Wir giengen gerade fort, als der Günstling zurückkam, und sahen, daß ihm die Thüre mit Verachtung gewiesen wurde, und noch jezt ist sie der Meinung, daß er uns den Zutritt zu ihr verschafft hätte.

In der Straße Saint Denis sahen wir eine hübsche Blondine, die Tochter eines Kaffeewirths, mit einem wohlgekleideten Herrn im Bret spielen. „Dies ist eine herrliche Geschichte,“ sagte mein Begleiter, „wobey nichts Schlimmes mit unterläuft, denn der Mann

ist

ist sehr gutdenkend. Künftig wollen wir einmal hier einkehren.“

Gerade um diese Zeit wurden alle Laden geschlossen, aber es war Karneval und überall sah man nichts als Masken und Ballkleider. Der Taghandel hatte ein Ende, und nun eröffnete sich der Maskenhandel. An der Ecke der einen Straße sahen wir eine schöne Maskenhändlerin, die ohnerachtet der Kühle des Abends ihren schönen Busen äußerst entblößt hatte. Ein junger Mensch stund darneben im Schatten, und so wie niemand vorbeygieng, näherte er sich und sah mit lüsternen Blicken nach den zur Schau liegenden Reizen. Sein ganzer Anstand verrieth einen Engländer, und wir blieben stehen, um ihn zu beobachten. Er trat endlich hinzu, kaufte den ganzen Kram zusammen, sezte sich nebst dem schönen Weibe in einen Miethwagen, und fuhr mit ihr und der Waare davon. Wir waren hinterdrein, und sahen sie vor einem Hause, das wir kannten, absteigen, aber es kam Niemand wieder heraus. Es

Es war Zeit zur Marquise zu gehen, und ich verließ meinen Begleiter. Ich erzählte, was ich bisher gesehen und gehört hatte, und kehrte dann durch die Straße Saint Honore' wieder zurück. Hier staunte ich, die Maskenhändlerin mit allen ihren Masken wieder an ihrem ersten Platz zu sehen, und da niemand um uns war, redete ich sie an: „Mademoiselle, Sie hatten alle Ihre Masken an einen Engländer verkauft? Der Handel ist also wohl nicht richtig geworden?“ „Doch, doch!“ sagte sie, „es ist ein sonderbarer Mensch; stellen Sie sich vor, er war von meinen Reizen gerührt, und wollte sie durchaus nicht länger der Kälte und den Blicken der Neugierigen ausgesezt wissen. Er hat mir alles abgekauft, alles bezahlt, mich im Wagen mitgenommen, zu Hause herrlich bewirthet, und mir am Ende meine Waare wiedergegeben. Da wir nur zwey Abende in der Woche verkaufen dürfen, so hab' ich meine Waare aufs neue ausgelegt, und beynahe

alles verkauft. Man muß die Zeiten mitnehmen . . ." „Sehr wohl," sagte ich, „aber auch sittsam bleiben." — „Ha! dafür sorgen Sie nicht, Mama hat mir oft gesagt, daß man das verführte Mädchen nur ein einzigesmal bezahlt, aber hundert und zweyhundertmal diejenige erkauft, die sich nicht leicht überläßt." — Ich fand sie klüger und feiner als ich es wünschte, und verließ sie ziemlich unzufrieden.

Ist es ein Mädchen?

Ich gewöhnte mich nach und nach an meinen Gesellschafter, und wir giengen oft zusammen auf Abentheuer aus. An der Ecke der Straße Harlai sah ich heute einen jungen Menschen aus dem untern Fenster eines Hauses springen, welches von einem Frauenzimmer sogleich wieder zugemacht wurde. Er sprang dicht neben mir nieder, und schien unentschlossen, ob er mich anreden, oder gehen lassen sollte. Er kam endlich auf mich zu, sah mir

mir ins Gesicht, und frug was ich noch so spät in den Straßen machte? Es fiel mir ein, den Blinden zu spielen, fühlte mit meinem Stock vor mir her, und sagte, für mich wäre kein Tag mehr, jede Zeit sey mir gleichgültig. Er frug, wer mich so allein lassen konnte? „Meine Tochter,“ sagte ich, „ein Mädchen auf die ich alle meine Hoffnung sezte, und die mich nun entehrt.“ — „Aber wer hat sie verführt?“— „Dies weis ich nicht, nur weiß ich, daß sie den Verführer des Nachts zu sich kommen ließ, und einer meiner Freunde sah ihn um Mitternacht aus ihrem Fenster springen. Ich machte ihr Vorstellungen, aber sie rächte sich dafür, indem sie mich des Nachts in den Straßen allein ließ.“ — „Der Zug ist schändlich! ich will euch nach Hause begleiten, wo wohnt ihr?“ — Ich sagte ich würde ihm das Haus anzeigen, wenn wir nach der Straße Bievre kämen. Er nahm mich bey der Hand, und wir giengen miteinander; ein Dieb oder schlechter Mensch, dachte ich,

würde

würde sich wahrlich nicht damit aufhalten, einen Blinden zu begleiten. Unterdessen betrachtete ich ihn genauer, es war ein schöner, nettgekleideter junger Mann. „Mein Herr," fieng ich an, „Sie sollen mich kennen lernen, weil Sie mich begleiten wollen; darf ich alsdenn auch Sie kennen? Wir Blinde sind so neugierig etwas zu hören, als andere etwas zu sehen." — Ich erwartete eine Antwort. Er seufzte: „Wozu nüzt es euch zu wissen wer ich bin? ihr würdet erstaunen, wenn ihr es erführt; aber ich kann es nicht sagen."— „Der Ton Ihrer Stimme ist der eines jungen Mannes von funfzehn bis sechszehn Jahren, und (indem ich ihn berührte) ihr Wuchs verräth zwanzig." — „Nun es ist auch keine Gefahr sich einem Blinden zu entdecken. Ich bin . . Ich bin . . ein Mädchen." — „Ein Mädchen! halten Sie ein, ich bin nicht blind . . ich sah Sie als Mannsperson aus einem Fenster springen, und Sie können meine Vermuthungen errathen." —

„Sie

„Sie sind nicht blind?“ — „Nein, aber ich habe Ihnen meine wahre Wohnung gesagt, und will Ihnen meinen Namen aufschreiben.“ — „Nun ich sehe Sie sind des Vertrauens werth, weil Sie es nicht erschleichen wollen, wer sind Sie?“ — „Der nächtliche Zuschauer, von dem Sie vielleicht gehört haben.“ — „Wie? Sie sind der Vertraute der Marquise M**?“ — „Ich selbst.“ — „Ich gehe mit Ihnen, unter diesem Kleide hab ich nichts zu befürchten, und kann mich Ihnen anvertrauen; es war meine Mutter die ich besuchte, dies vermutheten Sie gewiß nicht . . vernehmen Sie denn mein trauriges Schicksal, und machen meine Geschichte unter einem erborgten Namen bekannt, vielleicht dient sie Gattinnen . . . die in der Treue wankten, und jungen Mädchen, die sich verführen ließen zur Warnung. Ich liebe die Tugend, verabscheue das Laster, und doch verdank ich mein Leben dem Verbrechen, und überließ mich dem Laster . , .“ Sie sprach noch, als ein Mann

mit einer grünseidenen Binde vor den Augen, vor uns übergieng. Das Mädchen that einen Schrey, drückte mir die Hand mit den Worten: „ich muß fort, wir werden uns wieder finden!“ und so eilte sie in eine andere Straße.

Scenen des Schreckens und der Nacht.

Noch stund ich voller Staunen da, als mein Gefährte wieder zu mir trat. Wir giengen weiter, und wollten durch das Portal von Saint Gervais gehen, als uns die Schildwache das Gewehr vorhielt, und uns befahl zurückzuweichen. Mit dergleichen Leuten läßt sichs nicht gut reden, wir giengen also nach der Straße Mortellerie, auch hier stund eine Schildwache, und nöthigte uns wieder umzukehren, so daß wir nicht nach dem Platz Greve kommen konnten. „Seltsam!“ sagte mein Kamerad, „und doch nichts Neues! wahrscheinlich wird jemand im Stillen hingerichtet, der keine Begnadigung verdient, und

doch will man seine Familie schonen. Ich misbillige dies Verfahren nicht, besonders wenn der Verbrecher das einzige unnütze Glied in seiner Familie ist. Vor etwa dreyßig Jahren sah ich eine solche nächtliche Hinrichtung mit an. Ich war sehr jung, und sehr neugierig, die Schildwache hielt mich eben so an wie heute, ich nahm andere Wege, um nach dem Richtplatz zu kommen, aber alle Zugänge waren versperrt. Endlich schlich ich mich in den Durchgang eines Hauses, wo ich bekannt war, stieg auf den obersten Boden, und von da aufs Dach hinaus, so kam ich mit der größten Lebensgefahr nahe genug, um den Vorgang mit ansehen zu können. Auf dem Platz brannte nur eine einzige Fackel. Ich sah jemand wie ein Frauenzimmer in weiß gekleidet, doch weiß ich nicht gewiß, ob es nicht eine Mannsperson seyn konnte. Sie bestieg das Schaffot, und war blos mit drey andern Personen umgeben, deren eine der Beichtvater war. Die Wache drehte dem Schaffot den Rücken zu.

Ich

Ich sah sie demüthig flehen, und viele Reue bezeugen, endlich kam ein Mann von dem Stadthause herunter, als eben der Scharfrichter sein Schwerdt entblößen wollte. Der Mann sprach einige Worte, und sogleich steckte der Scharfrichter sein Schwerdt wieder ein, und entfernte sich. Die Person bestieg hierauf einen Wagen und fuhr der Straße Saint Jean zu.

Noch war ich wie versteinert, und doch freute ich mich die Person gerettet zu wissen. Ich kroch mit der größten Gefahr wieder zurück, weil mich die Neugierde nicht mehr anfeuerte, und ich am ganzen Leibe zitterte. Endlich kam ich wieder nach meinem Boden, und gieng nach Hause. Den folgenden Mogen erzählte ich dies meinem Vater in Beyseyn meines Großvaters, der damals sechs und achtzig Jahr alt war, und die lezten Jahre der Regierung Ludwigs des vierzehnten mit erlebt hatte. Der Greis hörte mir sehr aufmerksam zu, und als ich ausgeredet hatte, em-

pfahl er mir ein tiefes Stillschweigen, und fing an:

Im Jahr 16** begegnete mir dasselbe was dir begegnet ist. Ich brauchte zwar nicht auf die Dächer zu klettern, denn nachdem mich die Wache zurückgewiesen, so wartete ich bis sie aufwärts gieng, und kroch nachher auf allen vieren im Schatten fort, ohne bemerkt zu werden, bis zum Richtplatz. Hier sah ich einem schönen wohlgewachsenen jungen Menschen, der sehr reuig zu seyn schien, den Kopf abschlagen. Der Körper ward sogleich auf einen schon angezündeten Scheiterhaufen gelegt, und in wenig Minuten zu Asche verbrannt. Kein Mensch sprach ein Wort Die Wache drehte während der Hinrichtung dem Schaffot den Rücken zu, sobald aber der Rumpf auf den Scheiterhaufen gelegt wurde, schwenkte sie sich mit dem Gesicht gegen das Feuer. Kein Mensch hat je etwas von dieser Hinrichtung erfahren, und mein Vater verbot mir je eine Sylbe davon verlauten zu lassen,

sen, wenn ich nicht selbst in Gefahr gerathen wollte.“

Zwey und siebenzigste Nacht.

Ist es eine Mannsperson?

Ich nahm mir heute vor den jungen Menschen genauer zu beobachten, und gieng wieder nach der Straße Harlai. Endlich gegen eilf Uhr erschien er wieder, stieg das Geländer hinauf, das Fenster öffnete sich, und er ward eingenommen. Ich ließ einige Minuten vorbeystreichen, dann trat ich unter das Fenster, und sang eine bekannte Romanze. Bey dem zweyten Vers öffnete sich das Fenster, und der junge Mensch erschien: „Bist du es armer Blinder!“ sagte er, als er mich erkannte, „ich danke dir für dein Andenken. Ich sprach eben von dir mit meiner Mutter. Leb wohl, und erinnere dich meiner.“ Das Fenster wurde zugemacht, und ich glaubte nicht anders, als daß er mir die

Wahrheit gesagt hätte. Aber die Marquise war besser unterrichtet, und sagte mir, es wäre der Marquis C**, der seine versprochene Geliebte ohne Wissen seiner Eltern besuchte. „Es ist ein junger Mann von edler Denkungsart,“ fuhr sie fort, „er will um seiner selbst willen geliebt seyn, und verabscheut die Ausschweifung, und die Theater-Nymphen. Die Geschichte so er Ihnen erzählte, ist zwar wahr, aber er ist kein Mädchen, und das Frauenzimmer so er besucht, ist nicht seine Mutter. Seine Geliebte, die er besucht, ist ihm von seinen Eltern zugedacht, aber sie wollen nicht, daß beyde junge Leute sich jezt schon kennen und sprechen, ohnerachtet sie einen Briefwechsel erlauben. Nur durch Zufall lernten beyde einander kennen, bevor sie noch ihren Namen wußten. Mademoiselle Doris D** gieng eines Abends von ihrer Kammerfrau begleitet nach dem Boulevard spaziern, als sie eben einen Brief von dem Marquis ihrem Liebhaber erhalten hatte. Sie las ihn noch im Gehen,

hen, steckte ihn aber unvorsichtiger Weise neben die Tasche, so daß er auf die Erde fiel. Der junge Mann folgte von der Schönheit des Mädchens hingerissen auf dem Fuße nach, hob den Brief auf, erkannte seine Handschrift, und eilte voller Entzücken den Brief wieder zu überreichen. Das Mädchen nahm ihn erröthend an, und der Marquis frug, ob Sie ihn etwa von einer Freundin mitgetheilt bekommen hätte? „Nein,“ sagte sie, „er ist an mich selbst gerichtet... „Wie?“ sagte er, „Sie sind also! . . „Sie schwieg, und der Marquis zog einen Brief von ihr hervor. Nun fing sie mit froher Miene an: „Wir sind von unsern Eltern für einander bestimmt, lassen Sie uns ihrem Plan gemäs leben. Ich habe eine Tante, die mich sehr liebt, sie allein kann uns rathen, wie wir uns künftig zu verhalten haben.“ — „Ich liebte Sie wie ich Sie sah,“ sagte der Marquis, „und wünschte, daß Sie für mich bestimmt seyn möchten, denn ohne diesen glücklichen Zufall wäre ich gegen mich selbst treu-

treulos, und ungehorsam gegen meine Eltern geworden. Erlauben Sie mir, daß ich Sie insgeheim bey Ihrer Tante besuche, ich werde klug und vorsichtig seyn, so daß niemand mein Glück vermuthen soll. Doris stellte ihn noch denselben Abend ihrer Tante einer etwas romantisch gesinnten Person vor. Der Zufall gefiel ihr, sie fand ihn äußerst seltsam, und versprach ihnen alle Gefälligkeiten, und das tiefste Stillschweigen. Seitdem empfängt sie jeden Abend den Marquis und wohnt seiner Unterhaltung mit ihrer Nichte bey, öffnet das Fenster, und läßt ihn wieder hinaus. Als der Marquis gestern hörte, daß Sie nicht blind wären, fürchtete er eine Unbesonnenheit, und erzählte Ihnen die Geschichte einer Schwester der Tante ganz nach der Wahrheit, um sein eignes Geheimniß desto sicherer zu verbergen."

Eine Feuersbrunst.

Ich war gegen neun Uhr ausgegangen, und sah nicht weit vor mir ein Weib hinlaufen

sen und schreyen. Sie blieb vor einem Hause stehen, und schwazte mit den Nachbarn, als man ihr hinterbrachte, daß in ihrem Hause Feuer ausgekommen. Zum Glück brannte es nur im Kamin, welches feuerfest und folglich der Flamme keinen weitern Fortgang verstattete. Ich stand noch da und gaffte mit den andern, als ein Mann vorbeylief und sagte: „Es ist nichts! es hat nichts zu bedeuten. Ich habe andere Feuer zu Paris erlebt, dasjenige des Opernhauses im Jahr 1763. und andere mehr, aber das schrecklichste unter allen war dasjenige der Wechselbrücke.“ — „Sie haben es mit angesehen?“ frug ich. — „Ja, ich war zwar noch sehr jung, aber noch ist mirs als wenn es heute geschähe; ich will es Ihnen erzählen. Das Feuer kam am hellen Tag gegen drey Uhr nach Tische, im dritten Stockwerk bey einer Nähterin aus, welche verschiedene Nähemädchen von guten Eltern in der Lehre hatte. Dies Weib mußte gleich nach Tische wegen Geschäften ausge-

hen, und schloß ihre Mädchen, wie sie gewohnt war, unterdessen ein. Unterdessen brach das Feuer im zweyten Stockwerk aus, während daß die Mädchen oben drüber sangen, sprungen, und einen solchen Lärm machten, daß sie gar nichts hörten. Erst als die Flamme völlig ausbrach, wurde es eine von ihnen an dem Rauch gewahr, öffnete das Fenster und rief herunter, es wäre irgendwo Feuer. — „Ja, ja, rief man ihr entgegen, wir rufen euch schon seit einer halben Stunde, es brennt in eurem eigenen Hause; geschwind herunter!“ — Unterdessen waren die Mädchen alle ans Fenster gekommen, und nun erhob sich ein Wehklagen: „wir sind eingeschlossen!“ — Man schrie ihnen zu, sich durch das Fenster herabzustürzen, und schleppte Betten herbey, aber keine einzige wagte den Sprung zu thun. Nach und nach ergriff das Feuer ihr eignes Zimmer, und nun sah man sie sich an den Fenstern anklammern, und um Hülfe jammern. Gewöhnlich verliert man

bey diesen Gelegenheiten den Kopf, es wäre vielleicht nicht unmöglich gewesen sie zu retten, aber die Wache trieb die freywilligen Helfer zurück, und die so helfen mußten, suchten nur zu entwischen. Endlich sah man die Unglücklichen eine nach der andern von Rauch erstickt und halb verbrannt herunter fallen. Es war ein entsetzlicher Anblick." — „Ich habe genug," sagte ich, und gieng weiter, um wieder freyer zu athmen.

Drey und siebenzigste Nacht.

Der Kutscher, und die Kutschen.

Indem ich zur Marquise gehen wollte, traf ich in einer engen Gasse auf einen Miethwagen, dessen betrunkener Führer dicht an den Häusern hinfuhr, und alle Fußgänger zu rädern drohte. Ein junger Mensch, der einen dünnen Stock in der Hand hielt, befand sich in der äußersten Gefahr, und drehte zum Glück noch die Pferde auf die andere Seite. Der

Kutscher

Kutscher fing an von seinem Bock herunter zu fluchen und zu toben, er hätte seine Pferde mit dem Stock vor den Kopf geschlagen. So klein auch dies Verbrechen gewesen wäre; so war es doch nicht geschehen; auch läugnete der junge Mensch es gethan zu haben. Der Kerl aber fuhr noch einige Schritte vorwärts, stieg dann von seinem Bock herunter, und jagte hinter dem jungen Menschen drein, und versezte ihm einige Hiebe mit der Peitsche. Dies war ein Stutzer, man denke sich also seine Wuth! Zum Glück war es eben jezt Mode keinen Degen zu tragen, und so hatte der Kutscher den Vortheil der besten Waffen. Aber wir andern fünf oder sechs konnten die Brutalität des Kerls nicht länger ertragen, und befahlen ihm ruhig zu seyn. Statt der Antwort faßte er jeden von uns, der den Mund aufthat, bey der Brust, und schüttelte ihn so heftig, daß wir seine Ueberlegenheit fühlten. Ein hoher dicker Mann, der dem ganzen Zank, wie wir bisher ruhig zugesehen hatte, konnte

es

es nicht länger ertragen, er ergriff den Kutscher bey der Gurgel, und sagte: „ich komme so eben aus der Türkey zurück, und muß dir doch zeigen, wie man dort einen so unverschämten nichtswürdigen Kerl, wie du, behandelt.“ Mit diesen Worten sprang er einige Schritt zurück, und zählte dem Kerl mit einem dicken Rohr fünf und zwanzig so mächtige Hiebe zu, daß er vor Schmerz laut heulte. Seine Peitsche half ihm nichts, denn sein Gegner vermied durch seine Behendigkeit jeden Hieb. Als die Lektion gedi gt war, sagte der dicke Mann: „Siehst du, das war meine Meinung!“ Der Kerl wollte auf ihn eingehen, aber ein einziger Fußtritt streckte ihn zur Erde: „So sollte man mit allen Taugenichtsen verfahren, die das Leben des Bürgers nicht schonen;“ sagte der dicke Mann, und gieng seiner Wege. Wir übrigen fanden diese Züchtigung noch nicht hinreichend, und riefen die Wache herbey. Der Kommissair erschien, und nachdem wir alle unser Zeugniß abgelegt hatten, ließ er einen

andern

andern Kutscher rufen, und schickte den tollkühnen Kerl ins Gefängniß.

Ich erzählte diesen Vorfall der Marquise, und deklamirte heftig gegen das schnelle Fahren und die Fühllosigkeit der Kutscher. Sie sagte mir, sie selbst könnte zuweilen troz allen Befehlen und aller Vorsicht kaum verhindern, daß ihr Kutscher kein Unglück anrichtete, so sehr wären diese Leute gewöhnt, alles unter die Füße zu treten. „Unsre Pariser Kutscher,“ sagte sie, „theilen sich in zwey Klassen, die erste begreift unsre jungen eleganten Herren, welche Morgens früh spazieren fahren; die andere die eigentlichen Kutscher. Die ersten sind schlimmer, wie die lezten, ganz ohne Grundsäze, und dünken sich über alle Menschen zu weit erhaben, um sie einiger Aufmerksamkeit zu würdigen. Doch haben sie gewisse Grundsäze, die ich zuweilen aus ihrem Munde gehört habe. Einer unserer elegantesten Herrn, sagte mir einst ganz im Ernst:

„Wahr-

„Wahrlich! ich begreife nicht, wie manche Menschen noch zu leben wünschen! ich freue mich, wenn ich sie sterben sehe, und möchte ihnen immer dazu gratuliren.“ Man frug ihn, wen er darunter verstünde? „Zuerst,“ sagte er, „den ganzen Haufen des Pöbels, die Bürgerkanaille, dann die Geschäftsleute, die obrigkeitlichen Personen; ha! was für ein elendes Leben führen die nicht! ich ertrüg es nicht zwey Minuten. Den ganzen Morgen stecken sie 'in einem alten gothischen Gebäude, und hören das Geplerre der Advokaten an, die mit einer Lohnkutschers Stimme über trockne und langweilige Dinge in die kreuz und die quere schwatzen! Ihr Frühstück ist ein elendes Taglöhnerbrod, und ein Glas schlechter Wein, dann geht es wieder zur Audienz, wo drey tödtliche Stunden lang über Dinge geschwazt wird, die längst vergessen und verjährt sind. Kein denkender Kopf mag so was aushalten; woraus folgt, daß diese Herren keinen Kopf haben. Zwar giebt es Ehescheidungs-

dungsprozesse, welche ziemlich belustigen, aber da muß man das Gewäsche der Advokaten aushalten. Am mehrsten bedaure ich den Generaladvokat, denn man sagt mir, daß er zuweilen genöthigt ist, stundenlang hintereinander zu reden. Warum müssen solche Menschen geboren werden? Handelte die Natur nicht gütiger gegen sie, wenn sie dieselben der Lebensbürde entledigte? So denke ich in Ansehung der obrigkeitlichen Personen, in welcher Klasse zwey meiner Anverwandten begriffen sind, aber beyde sind auch bloße Maschinen. Was aber vollends den Pöbel und die Bürger anlangt, so könnte ich sie des Morgens mit meinem Kabriolet zu hunderten zerquetschen, ohne das geringste Erbarmen zu fühlen. Man erweist ihnen ja einen wahren Dienst, wenn man sie von der Welt schafft. Die Hauptsache ist, daß man nicht ins Geschrey kömmt."

Kaum sollte mans möglich denken, daß in unserm achtzehnten Jahrhundert jemand eine solche Sprache zu führen wagt.

Pariser Wirthschaft.

Heute bekam ich Lust einmal zuzusehen, auf welchen Fuß ein junges Paar, welches noch nicht lange verheirathet war, miteinander lebte. Der Mann war eine sogenannte gute Haut, die Frau eine der feinsten Coquetten. Ich ließ mich melden, und fand die Dame in ihrem Zimmer sehr geputzt, jedoch ganz allein. Sie saß vor dem Kaminfeuer, einen prächtigen Schirm vorhaltend, damit das Feuer ihre künstlich erworbenen Reize nicht beschädigen möchte. Sie ließ mich neben sich sitzen, und behandelte mich wie einen gleichgültigen Bekannten. Sie hatte von ihrem Mann gehört, daß ich schüchtern sey, und stark auf gute Sitten hielt, daher ich in ihren Augen eine höchst lächerliche Figur spielte. Bey alle dem staunte ich zu sehen, wie wenig Zwang sie sich in mei-

meiner Gesellschaft anthat, ich habe bereits gesagt, daß sie vor dem Kaminfeuer saß, aber noch weis man nicht, daß sie die unverschämteste Stellung genommen hatte. Sie war schön, und ihre Eitelkeit siegte leicht über die Schaamhaftigkeit. Ich bemerkte sogar einen gewissen Vorsatz, denn sie hies mich einmal über das andere das Holz zurecht legen, wobey ich mich bücken mußte, und bey ihrer Stellung . . . . . „Ha! Buhlerin!“ dachte ich, „du weißt nicht, daß ich mächtigern Reizen als den deinigen widerstanden habe, Reize, die durch Schaamhaftigkeit beynah unwiderstehlich wurden! Wie sehr übertraf dich nicht Louise, und noch täglich staune ich ein Muster weiblicher Schönheit und Vollkommenheit in tiefer Ehrerbietung an . . . .“ Dies war mein Selbstgespräch, die Dame rückte unterdessen mit dem Sessel hin und her, und ich weis nicht was sie noch gethan haben würde, wenn nicht eben Gesellschaft hereingetreten wäre.

Sie bestund aus Civil- und Militairpersonen; einer der erstern schien der Begünstigte. Anfangs gab es nichts als Komplimente, jeder suchte der Dame etwas angenehmes zu sagen, und da ich Langeweile fühlte, schlich ich mich nach der Thüre, und wollte mich fortstehlen. Ich wurde bemerkt, und die Dame befahl mir zu bleiben. Von dem Augenblick an hatte ich eine Art von Existenz in diesem Zirkel, denn kurz vorher sah man mich nicht an, jezt aber bekam ich das Wort und gehörte mit zur Gesellschaft. Die Dame welche ausgehen wollte, erwies mir die Ehre, von mir ihren Fächer und ihre Handschuhe zu fordern, und frug mich sogar wegen einiger wollüstigen Parthien ihres Putzes. Ich konnte aber unmöglich zum Wort kommen, denn jeder antwortete für mich. „Ich mag die Süßigkeiten nicht,“ sagte sie, „ich will die Wahrheit hören, und die soll mir Herr Nicolas sagen.“ Ich sagte also die Wahrheit, und zwar ohne alle Verzierung, denn Madam

wollte sich mit mir unterhalten, folglich mußt' auch ich meinen Zeitvertreib haben. Ich bekam einige Schläge mit dem Fächer auf die Finger, weil ich zu aufrichtig über den Teint, die Blicke, und über das Vorhaben gesprochen hatte, daß man ohne den Mann mit sechs jungen leichtsinnigen Leuten auf den Ball gehen wollte. Lezteres nahm sie vorzüglich hoch auf, und sagte: „Besser ist es ich gehe mit sechsen, als mit einem allein.“ — „Das sehe ich nicht ein,“ sagte der Begünstigte, „man entgeht einer Gefahr, um in die andere zu gerathen, statt daß man mit einem einzigen Liebhaber auch nur eine Gefahr läuft.“ — „Sie haben Ihre Gründe dies zu behaupten; aber ich bin lieber mit sechsen,“ (etwas sachter, doch so, daß ich es hören sollte) „Sie sind unter vier Augen zu gefährlich.“ — Wer war glücklicher als er? indessen giengen die fünf andern auch nicht leer aus, und jeder erhielt noch vor dem Weggehen eine kleine Aufmunterung. Nun kam der Mann; diesem

lief

lief sie mit den Worten entgegen: „Dies ist mein liebster Freund! Meine Herren, ich verlasse Sie alle, und entsage der heutigen Parthie auf den geringsten Wink, daß er mit mir allein auf den Ball gehen will.“ Der Mann warf sich in die Brust, und war stolz auf die Persiflage seiner listigen Frau. Er antwortete, wie es sich für ihn gebührte, und Madame gieng weg. — Als sie in den Wagen gestiegen war, sagte er mir: „ich liebe sie um so mehr, weil sie unter einem Anstrich von Leichtsinn feste Grundsätze hat; Sie sehen selbst, wie sie diese Leute in Respekt zu erhalten weiß.“ Was war da zu antworten? Ich verließ ihn, um seiner Frau zu folgen, und zu sehen, was noch vorgehen würde.

Vier und siebenzigste Nacht.

Der Ball.

Ich wußte, wohin man gieng, und hatte das Paßierwort der Gesellschaft erfahren,

 folglich

folglich stund mir das Haus, wo der Ball gehalten wurde, offen. Unterwegs nahm ich einen schwarzen Domino, einen weissen Bart, und einen dicken Stock mit, weil dies gewöhnlich die Maske der jungen Leute ist, und man mich um so weniger darunter vermuthete. Ich trat in das Haus, und wurde, weil alles sehr beschäftigt war, kaum bemerkt; doch wußt ich nicht, daß ein Mann von hohem Rang in derselben Maske wie die meinige, erwartet wurde. Sobald man mich daher ansichtig wurde, machte sich alles um mich herum, und nun erst merkte ich aus den Reden der Damen, daß man einen viel Vornehmern unter meiner Maske vermuthete. Ich wurde etwas verlegen, nahm aber nichts destoweniger die Schmeicheleyen und Süßigkeiten der Damen an, und kannte binnen einer Viertelstunde den Zustand ihres Herzens besser als durch zwanzigjährige Beobachtung hätte geschehen können. Ich wußte vor angenehmen Dingen nicht, wo ich mich hinwenden, und

wie

wie ich alles beantworten sollte. Madame Quartilla (so hieß die Dame) war eine der eifrigsten um mich herum, und demaskirte sich, ohne daß ich darum gebeten hatte. Ich stellte mich von ihren Reizen bezaubert, erzählte ihr aber demohngeachtet alle kleinen Geschichtchen, die von ihr im Publikum herumliefen, versicherte ihr, daß ich streng dächte, und den Gedanken verabscheute ein sittsames Weib zu verführen, und sie zu einer Buhlerinn zu machen, sollte sie es aber . . . mit ihren Reizen . . mit ihrer Figur schon seyn, und ich wissen, daß ich nicht der erste Verführer wäre . . . so würde ich ihr vor allen andern den Vorzug geben. Die entzückte Dame beantwortete alles mit der größten Aufrichtigkeit, gestund alles ein, und bald wußt' ich wie sie mit allen den Liebhabern stund, die sie mir aufopfern wollte.—„Ich gebe Ihnen den Vorzug,“ fing ich an, „Ihre Aufrichtigkeit sowohl als Ihre Reize fordern meine ganze Erkenntlichkeit, aber ich fordre dies Geständniß, das Sie mir

gethan haben, nebst dem Versprechen der Aufopferung schriftlich, um ein Mittel der Rache in Händen zu haben, im Fall Sie mich hintergehen. Um diesen Preiß besitzen Sie mein Herz.“ Sie war so überzeugt mit dem vornehmen Mann zu sprechen, daß sie sich fangen ließ, in ein Kabinet gieng und anfing zu schreiben. Unterdessen mischte ich mich unter die Gesellschaft. Wie viele hübsche, sittsamscheinende Weiber fand ich nicht, die alle Bescheidenheit verläugneten, und sich wie Buhlerinnen betrugen? Diese einzige Nacht lehrte mich mehr, als viele vorhergehende Jahre. Manche Dame, die ich für ein Muster guter Sitten gehalten hatte, demaskirte sich ohne Umstände auf die kleinste Schmeicheley, die man ihr sagte. Eine einzige unter allen widerstund mir; eine hübsche Brunette, welche ihren Mann ohne Liebe geheirathet hatte, seitdem aber durch sein edles Betragen bewogen worden, ihn hoch zu schätzen, und sich ihm ganz zu ergeben. Auf mein Zudringen antwortete

wortete sie: „Schenken Sie mir Ihre Achtung, die ist mir werther als Ihre Liebe, vielleicht lieb' ich Sie unter allen die hier sind am mehrsten, weil mir Ihr guter Name und Ihr Glück theuer ist.“ Ich dankte ihr für diese gute Gesinnung. Unter den ledigen Damen fand ich welche, die eben so dreist waren als die Weiber, einige sogar noch listiger, und eine einzige die mich frug, ob ich verheirathet wäre? Auf mein Bejahen folgte ein tiefer Seufzer, und die Worte: „ich habe Sie schon irgendwo gesehen, ach! wie würde ich Sie geliebt haben!“ Dies Kompliment gieng eigentlich auf den für den sie mich hielt, ich konnte also nicht stolz darauf seyn. Sie verließ mich, und sprach nicht weiter mit mir.

Unterdessen suchte man Madame Quartilla überall, und mit vieler Ungeduld, doch beruhigte man sich, als man sah, daß ich noch auf dem Platz war. Ich verschwand jedoch einen Augenblick, um sie aufzusuchen. Sie wurde eben mit Schreiben fertig; „geschwind

wieder zur Gesellschaft, Madame," sagte ich, „damit man keinen Verdacht schöpft;" und so nahm ich das Papier aus ihrer Hand. Sie verließ mich zwar, gieng aber nicht in den Saal, woraus ich sah, daß sie gern in Verdacht kommen wollte. Ich beobachtete alles, und sah endlich den vornehmen Herrn in meiner Maske ankommen. Ich wollte ferner Zuschauer bleiben, aber das Betragen meines Ebenbilds war so sehr von dem meinigen verschieden, und er behandelte Mad. Quartilla so gleichgültig, ja geringschätzig, daß ich befürchten mußte entdeckt zu werden. Ich schlich mich heimlich weg, und kam noch in der Maske bey der Marquise an.

Gegen vier Uhr kam ich nochmals vor dem Hause des Balls vorüber, und sah verschiedene Personen herauskommen, bey denen ich mich nach Mad. Quartilla erkundigte. Man lachte mir ins Gesicht, und ich erfuhr von einer andern Gesellschaft, daß sie sich höchst lächerlich gemacht, und daß die vornehme Person

son

son sie wegen ihrer Zudringlichkeit tief gedemüthigt hätte. Ich sah daraus, daß ich ihr einen Streich gespielt, der sie für die Zukunft behutsamer machen konnte.

Der Ball; Fortsetzung.

Ich schwankte den andern Abend, ob ich die Beichte der Mad. Quartilla ihrem Mann geben sollte, denn ich wußte, daß man das Gute mit Vorsicht thun müsse, wenn es Nutzen bringen sollte. Ich gieng also zuerst zur Dame selbst. Sie war allein, ohne allen Putz, und hatte rothgeweinte Augen, so daß ich Mitleiden mit ihr fühlte. „Was fehlt Ihnen schöne Dame?“ — „Ach! ich bin unglücklich! hören Sie mich; ich habe Trost nöthig, und kenne Sie für einen verschwiegenen und klugen Mann. Ich schenke Ihnen mein Vertrauen, hören Sie mich an. Sie sahen gestern Abend wie ich glänzte, wie man mir Weyhrauch streute. — Mein Glück schien einen Augenblick meine Erwartung zu über-

treffen,

treffen, und ich hielt mich eine gute Stunde lang für das glücklichste Weib auf Erden. Doch fordre ich Ihr Ehrenwort wegen dem was nun folgt." Ich gab es. „Nun so wissen Sie, daß Herr von D** dessen Maske ich kannte, und von dessen Ankunft ich unterrichtet war, mir mit der schmeichelhaftesten Art begegnete, mir eine Liebeserklärung gethan, und dann gewisse Geständnisse und Aufopferungen von mir verlangt hat, die ich ihm gewähren zu können glaubte. Er schien entzückt über meine Aufrichtigkeit, und gieng wieder zur Gesellschaft; aber hier muß mich jemand bey ihm verläumdet haben, denn nach meiner Rückkehr in den Saal, und nachdem er das Papier bereits empfangen hatte, begegnete er mir mit der demüthigendsten Gleichgültigkeit. Anfangs nahm ich es für Scherz, aber bald merkte ich zu meinem höchsten Verdruß, daß er es ganz im Ernst meynte. Nun wünschte ich mein Papier wieder zu haben, zu wissen was er von mir denkt ... O! ich wünschte,

daß

daß der gestrige Abend der lezte meines Lebens gewesen wäre! . . Wahrscheinlich dient mein Geständniß jezt einer glücklichern Nebenbuhlerin zum Gespött.“ — „Sie bereuen es also gethan zu haben?“ — „O von ganzer Seele.“—„Sie wünschten dies Papier nicht in fremden Händen zu wissen?“ — „Dies ist jezt mein einziger höchster Wunsch.“— „Würde Sie die Geringschätzung die man Ihnen nachher bewies, sehr schmerzen, wenn die Sache nicht bekannt würde?“ — „Sehr wenig, weil sie alsdenn ohne Grund wäre.“ — „Versprechen Sie mir eine gute Gattin, eine gute Mutter zu seyn? ich kann alles vernichten, man soll nicht erfahren, daß Sie es gewesen sind, niemand soll Ihr Papier zu Gesicht bekommen.“ „Ach! was gäbe ich nicht für einen solchen Dienst; aber es ist unmöglich!“ — „Sie wissen nicht was für Geheimnisse ich besitze.“ — „Wie? Sie könnten . . .“ „Ja ich kann alles, ich kann dies Papier in die Hände Ihres Mannes, Ihrer Anbeter bringen, und

werde es gewiß thun, wenn Sie mir nicht versprechen von nun an auf alle Galanterie Verzicht zu thun.“ — Madam Quartilla saß stumm und staunend da . . . endlich versprach sie mir was ich haben wollte; und ich meiner Seits machte mich anheischig, ihr zu beweisen, daß der vornehme Mann nichts von allem erfahren, nichts von allem gelesen, was sie gesagt oder geschrieben hatte; endlich versprach ich ihr nach einem fortgesezten guten Betragen von einem Jahr lang ihr Papier wieder zu verschaffen. —

Maskenfreyheit und Dieberey.

Nachdem ich sie verlassen, war ich unterwegs noch Zeuge eines Fastnachtsspaßes, der mit der Ehrlichkeit ziemlich kontrastirte. Mehrere Masken traten in einen Laden, wo man Geld zählte, und machten allerley Possen, worüber man herzlich lachte, weil man sie für Bekannte hielt, und der eine sich bey der Dame heimlich für einen sehr geschäzten Nachbar ausgab.

gab. Die angeblichen Nachbarn griffen endlich nach den Geldsäcken, nahmen sie mit fort, und giengen unter lautem Lachen zum Laden hinaus. Dem Kaufmann ward bange: „Meine Herren, das geht zu weit! ..“ „Ach! so laß doch und sey nicht kindisch, es ist ja Herr Cheron unser Nachbar.“ — Der Kaufmann beruhigte sich, aber das Geld kam nicht wieder, und auf näheres Erkundigen, war keiner der Nachbarn aus dem Hause gekommen. Es war ein förmlicher Diebstahl, und einige Spitzbuben, welche in dem Viertel bekannt waren, hatten sich die Gelegenheit zu nutz gemacht.

Fünf und siebenzigste Nacht.

Die Laternenstürmer.

Seit der Einführung der großen Laternen, sind sie vermöge ihrer Höhe so ziemlich vor der Ausgelassenheit der Betrunkenen und Nachtschwärmer gesichert. Dennoch traf ich heute auf

auf zwey Arlequins und einen Pierrot, welche mit großen Steinen nach einer Laterne warfen, die ihnen vermuthlich zu hell leuchtete. Auf das Geräusch meines Kommens hielten sie inne, da sie mich aber für einen einzelnen Bürger erkannten, fingen sie wieder an. Ich schlich sachte nach der nächsten Hauptwache, und gab sie an, worauf fünf Mann hineilten, und sie umringten. Sie konnten nicht mehr entwischen, als ein Mann sich ihrer erbarmte, seine Thüre öffnete, und sie in das Haus einließ. Ich sah sie hineingehen, glaubte sie durch das Schrecken hinlänglich bestraft, und schwieg. Sobald aber die Wache fort war, rief ich den Mann, den ich kannte, heraus, und hielt ihm vor, warum er die Störer der öffentlichen Ruhe in Schutz nähme? Statt der Antwort bat er mich nichts zu sagen, und gestund mir endlich, er hätte geglaubt sein Sohn wäre mit drunter gewesen. Man ließ die drey Masken entwischen, als eben ein Trupp Leute herbeykamen, die einen jungen Mann auf den Armen

men trugen. Es war der Sohn dieses Mannes, der Streit bekommen, sich herumgeschlagen, und nun halbtodt geprügelt nach Hause getragen wurde. Der Vater verstummte vor Schrecken, die Mutter rang die Hände, und die Schwester weinte. Ich sah den jungen Menschen verbinden, er war in dem elendesten Zustande, und konnte über sechs Monate nicht wieder zu Kräften kommen.

Bordel-Scene.

Ich kam heute durch ein kleines Gäßchen vor einigen bekannten Freystätten der Liederlichkeit vorbey, und vernahm in der einen derselben ein dumpfes Geräusch. Ich bin von Natur schüchtern, aber nicht furchtsam, so daß ich mich z. B. scheuen würde, in einer glänzenden Gesellschaft zu erscheinen, aber eine Bande liederlicher Leute würde ich nicht fürchten. Hier kannte ich keine Furcht, und gieng gerade darauf los, aber die Thüren waren verschlossen; doch konnte ich leicht durch

das Schlüsselloch sehen, was inwendig vorgieng. Zu meinem Erstaunen erblickte ich einen jungen Menschen, der mir ein unerfahrner Neuling aus der Provinz schien, und den drey Weiber, eine Alte und zwey Nymphen vom Kopf bis zu den Füßen auszogen. Ich begriff nicht, warum er sich gegen drey solche Kreaturen nicht besser vertheidigte, wovon die eine ein altes Weib, die andere beynah ein Kind, und die dritte nicht im Stande war, ihm zu widerstehen, wenn er seine Kräfte gebrauchen wollte. Dennoch litt er alles mit der einfältigsten Gelassenheit, wie es mir schien, denn ich konnte nicht die ganze Stube übersehen. Als sie ihm alles abgenommen hatten, hörte ich eine Mannsstimme sagen: „Nun Kamerad mußt du dein Engagement unterschreiben, es ist doch freywillig, weil du mich selbst darum gebeten hast?" — „Sehr freywillig." — „Gut, denn sonst würde ich dich nicht anwerben." — Der Einfaltspinsel unterschrieb, und nun gieng die Thüre auf. Ich

trat

trat auf die Seite, und sah den Werber mit ihm herauskommen, worauf die Thüre wieder zugemacht wurde. Ich ließ sie gehen, weil ich den Werber kannte, und horchte nur auf die Mädchen. Diese lachten laut über den jungen Menschen, und eine rauhe Mannsstimme fing an: „Dergleichen Tölpel sind fette Braten, ihr müßt keinen entwischen lassen, der euch in die Hände fällt. Nun wo ist das Geld?“ — „Aber du wirst uns doch auch etwas davon lassen!“ — „Jeder einen Thaler, das ist genug für euch.“ — „Damit sind wir nicht zufrieden!“ — Die Antwort bestund in einer derben Ohrfeige für die, so gesprochen hatte, und er nahm alles, während die Weiber fluchten, weinten, schrieen u. s. w. Ich konnte nicht begreifen, warum die in den andern Zimmern den Lärm duldeten, sah aber bald, daß es lauter Mädchen von gleichem Gelichter waren. Endlich kam der Kerl heraus, o Lavater! was würdest du von dieser Mine geurtheilt haben! Es war das

wahre personificirte Laster an Häßlichkeit, Rohheit und Niederträchtigkeit aller Züge und Bewegungen. Als er weg war, zankten sich die drey und schlugen sich. Die Alte warf der Jüngern vor, warum sie dem Kerl Nachricht davon gegeben, der sie nun ins Zuchthaus bringen könnte, und drohte ihr sie mit der jüngsten zu verlassen. Die Jüngere schimpfte, fluchte, und ob sie gleich von Natur nicht häßlich war, so schien sie in diesem Augenblick einer Furie gleich. Doch endlich gieng sie mit der Alten aus, und die jüngste welche zu gut angekleidet war, um in dem Koth mitzugehen, blieb allein. Ich trat nun in die Stube, und voll Mitleid über das Schicksal dieses armen Kindes, sagte ich: „Mein Kind, du bist verloren, alles ist verrathen, der Niederträchtige, der eben weggieng, wird gestraft werden, und dich erwartet das Zuchthaus wegen deiner Jugend, deine Kameraden aber das Halseisen und der Staubbesen. Komm mit mir, ich kann dich noch retten, wenn du folgen

folgen willst.“ Das Mädchen war betroffen, doch reichte sie mir die Hand, um sie wegzuführen. Sie war zart und klein, ich nahm sie daher unter den Arm, und verhüllte sie mit meinem Mantel. An der Thüre traf ich die beyden Furien wieder an, welche mir Platz machten. Ich hörte noch eine zur andern sagen: „Was trägt doch der wohl fort?“ — Zugleich erschien ein alter Mann in der Straße, dem sie sich näherten, und ihm die Reize der Jüngsten priesen. Ich sah ihn mit beyden ins Haus gehen, konnte aber diese Scene nicht mit abwarten, und eilte mit der Kleinen zur Marquise, wo sie gut aufgenommen und versorgt wurde.

Ich blieb nicht lange weg, und fand den Alten bey meiner Rückkunft noch in demselben Hause, und die beyden Weiber verfuhren mit ihm ganz anders, als mit dem jungen Menschen. Sie schienen ihn zu fürchten, betheuerten, daß sie ihn nicht hätten hintergehen wollen, riefen dem Mädchen in allen Ecken, be-

riefen sich auf das Zeugniß der Nachbarn u. s. w. Der Alte drang immer mehr darauf, daß man sie herbeyschaffen sollte, beschuldigte die beyden, daß sie das Kind verführt hätten, und nun eingeschlossen hielten, damit es nicht etwa erkannt würde. Kurz, er fing an zu drohen, und sprach von der Wache. Ich muthmaßte gute Absichten bey ihm, und trat nun vor: „Mein Herr, Sie suchen hier vergebens dies kleine Mädchen, es ist nach einem sichern Hause gebracht worden, welches unter dem Schutz der Marquise von M * * steht.“ — „Und seit wenn?“ — „Seit einer Viertelstunde ohngefähr.“ — „Das ist was anders; ist es aber auch wahr?“ — „Kommen Sie selbst mit und sehen.“ — „Gut; aber wie ist es zugegangen?“ — Ich erzählte ihm alles, was ich gehört, gesehn und gethan hatte, und er fing an zu lachen, als ich ihm sagte, daß ich die Kleine unter dem Mantel gehabt, während daß er um sie handelte. Endlich gab er sich für den Polizeykommissair

des

des Viertels zu erkennen, der erfahren, daß die beiden elenden Kreaturen eine Waise in ihr Netz gelockt hatten, deren Vormund dem Trunk ergeben, und sich wenig um sie bekümmerte. Er sagte mir, er hätte erst selbst die Wahrheit der Sache untersuchen wollen, öffnete hierauf ein Fenster und schneuzte sich. Den Augenblick hörte man fünf bis sechs Personen die Treppe heraufkommen, es war sein Schreiber nebst der Wache. Die beyden Weibsleute fielen vor Schrecken auf die Kniee und fingen an zu bitten, und ich stellte ihm vor, daß da sie beyde einmal verloren wären, es noch besser wäre, sie bey ihrem schändlichen Gewerbe zu lassen, als ihre Stelle andern zu überlassen, von denen noch etwas Gutes zu erwarten wäre. Dergleichen Ungeheuer dienten wenigstens dazu, junge einfältige Leute von dem liederlichen Leben abzuschrecken, was aber den Kerl mit der verworfenen Physiognomie, so wie auch den Herrn Werber beträfe, so müßte man beyder suchen habhaft zu werden.

Der Kommissair antwortete, sie sollten beyde ihre verdiente Strafe erhalten, und was den abscheulichen Kerl beträfe, so wisse er ihn schon zu finden. Wirklich schleppte man ihn bald nachher herbey, er läugnete alles mit einer Unverschämtheit ohne gleichen, aber ich zeugte wider ihn, und erklärte alles, wie es vorgegangen war. Hierauf frug ich, ob auch das Zeugniß der Kleinen nöthig wäre, der Kommissair aber sagte, er wolle sie da, wo sie jezt wäre, selbst verhören. Ha, wie grimmig sah mich nun das Ungeheuer an! er versuchte mit einem verborgenen Dolch mich zu treffen, aber ich wich dem Stoß aus, man fiel über ihn her, und band ihn so fest, daß er keine Hand mehr bewegen konnte. Hierauf schleppte man ihn ins Gefängniß, und ich gieng wieder zur Marquise.

Ich nahm denselben Weg wieder zurück, und erfuhr, daß der Kommissair die beyden Weibsleute frey gelassen, mit dem geschärften Befehl, ihm alle Streiche und Kniffe ih-

res

res Gleichen jedesmal anzuzeigen. Vermuthlich hatte er gute Gründe so zu handeln, um noch größere Unordnungen zu verhüten.

Sechs und siebenzigste Nacht.

Träume und Träumereyen.

Schwer läßt es sich bestimmen, ob das Unglück im Traum uns tiefer schmerzt, als das Unglück im Wachen, aber sicher und gewiß ist das erträumte Glück reiner und innig erfreulicher, als dasjenige, so uns die Wirklichkeit gewährt. In meiner Schreibtafel fand ich unterm 13ten October 1773. einen Traum aufgezeichnet, wo eine meiner Innigstgeliebtesten mir in allen ihren Reizen erschien, mir die Hand reichte und sagte: „Lange, lange werden wir noch getrennt leben Geliebtester, aber endlich schlägt die Stunde des Wiederfindens!" Ach! warum mußte mich der Traum täuschen! Warum gieng er nie in Erfüllung! Sie lebt, ein anderer besitzt ihre Hand,

und mir rieth sie die Hand ihrer Schwester anzunehmen! Aber noch erinnere ich mich des Entzückens in dem ich damals erwachte! die Vorstellung war so lebhaft, so wahr gewesen, daß der erste Gedanke beym Erwachen die süße Täuschung nicht zerstreuen konnte, und ich noch alles für Wahrheit hielt.

Mit diesem Andenken beschäftigte ich mich den ganzen Tag, und warf mich endlich müde und traurig gegen sechs Uhr auf mein Bett. Ich erwachte gegen 9 Uhr, und gieng nach einem Kaffeehause, um mich zu zerstreuen. Hier fiel mir ein Zeitungsblatt in die Hand, worinn folgender Artikel meine Aufmerksamkeit reizte:

„In Ihrer Antwort auf das Schreiben eines Ungenannten über die Frage: Ob die Arzneykunst vermittelst der Lebensordnung vermögend wäre, die unangenehmen und bänglichen Empfindungen zu heben, womit manche reizbare Personen während dem Schlaf beunruhigt werden: haben Sie diesen

sen Gegenstand mit demjenigen Scharfsinn und den Einsichten behandelt, die man von einem Mann, der wie Sie eine gesunde Philosophie mit einer tiefen Kenntniß der Arzneykunst verbindet, erwarten konnte. Ich halte eben so wenig als Ihr Briefsteller, und Sie selbst auf Pythagoräische Schwärmereyen, und doch gestehe ich, daß es mir leid thut zu sehen, wie Sie mit Cicero alle Träume ohne Unterschied verwerfen. Ich will Ihnen zum Beweis des Gegentheils keine Träume anführen, die ich leicht aus alten und neuern Schriftstellern anführen könnte, sondern Ihnen blos die Träume der Schrift entgegensetzen. Hier ist beynah jede Seite mit einem Traume bezeichnet, ich schränke mich aber blos auf die drey ein, die in dem 37. 40. und 41. Kapitel des ersten Buchs Mosis vorkommen. Unter den Träumen meiner Freunde könnte ich denjenigen eines Mannes anführen, der von der Seuche der Lotterie angesteckt war, und sein Vermögen beynah dabey zusetzte. Dieser sah

im

im Traum die Nummer der Ziehung des Junius vorigen Jahrs aus dem Glücksrad herauskommen. Drey derselben fesselten seine Aufmerksamkeit so sehr, daß er darüber erwachte, aufstund, und sie im Dunkeln niederschrieb. Den folgenden Morgen mußte er verreisen, und empfahl seiner Frau noch denselben Tag diese Terne mit vier und zwanzig Livres zu besetzen. Es sey nun Vergessenheit oder Vorsatz, die drey Nummern wurden nicht besezt, und anstatt, daß sie dem Träumer die Summe von hundert fünf und dreyßig tausend Livres einbringen konnten, verfiel er aus Verdruß in ein Quartanfieber, wovon er noch nicht gänzlich wieder hergestellt ist. Ein anderer Traum zweyer junger Leute meiner Bekanntschaft soll gleichfalls nicht zum Beweis dienen. Damals hatten beyde noch nichts gethan, was ihnen den Galgen zuziehen konnte, und doch hörten beyde im Traum ihr Todesurtheil sprechen, und erwachten durch das Schrecken der Hinrichtung. Sechs

bis

bis sieben Jahre nachher, mußten beyde in einem Zeitraum von sechs Monaten ihren Kopf auf dem Schaffot lassen. Dergleichen eingetroffne Träume beweisen freylich nicht viel mehr als einen blinden Glauben an das unvermeidliche Schicksal der Alten. Ferner träumte die Frau Gräfin von Dampierre zu Chalons die Nacht des ersten Februars 1772. daß sie den siebzehnten desselben Monats sterben würde. Bisher kannte sie keine andere Krankheit, als die gewöhnliche Schwächlichkeiten des Alters, da sie aber oft in ihrem Leben bemerkt hatte, daß ihre Träume in Erfüllung giengen, so fiel ihr der jetzige um so lebhafter auf, und ihr ganzes Haus gerieth darüber in Unruhe. Vergebens suchte sie mit Hülfe der berühmtesten Aerzte dem bevorstehenden Tod zu entfliehen, sie starb denselben Tag, den ihr der Traum angezeigt hatte. Auch dieser Traum ist noch einer natürlichen Deutung fähig; erlauben Sie mir aber diesen Brief mit der Erzählung eines andern zu beschließen, der mich persön-

lich

lich betrift, und von einer gewissen Sympathie herzurühren scheint, die sich schwer erklären läßt.

Mein Vater war von einer schlecht behandelten Brustkrankheit siech geblieben, und während fünf Jahren mehr krank als gesund. Diese ganze Zeit über waren wir acht Meilen von einander entfernt, unterhielten aber den regelmäßigsten Briefwechsel. Zwey Monate vor seinem Tode wurde unsre Korrespondenz durch einige Umstände gänzlich unterbrochen, während welcher Zeit ich ihn auf dem Wege der Besserung glaubte, und weniger als jemals an seine Lage dachte. Nach dieser zweymonatlichen Sicherheit brachte ich die Nacht vom 6ten zum 7ten März 1773. schlaflos und in der größten Beängstigung zu, und im Traum schien mir mein Vater im Beyseyn seiner trostlosen Familie zu verscheiden. Den ganzen folgenden Tag konnte ich diesen schrecklichen Traum nicht aus dem Sinne bringen, als gegen Abend einer meiner Brüder ankam, dessen

sen Schluchzen und Thränen mir die Erfüllung meines Traums leider bestätigten. Ein anderer meiner Brüder, der hier Advokat ist, und damals drey Meilen von meinem Vater entfernt wohnte, wurde die Nacht des 7ten März beym Erwachen von einem heftigen Schauder und einem Zittern aller Glieder überfallen, wodurch er unwillkührlicher weise gezwungen wurde aus dem Bett zu springen, und in der Angst ausrief: „ „Ach mein Vater ist todt!“ . . .

Ich staunte, daß in unsern jetzigen Zeiten ein aufgeklärter Mann, ein Arzt den Träumen auf diese Art das Wort reden konnte, ließ mir Papier und Dinte geben und schrieb folgendes nieder:

Träume sind nichts anders, als die in dem Gehirn zurückgebliebenen Bilder dessen, was man wachend gedacht, gelesen, gehört, erzählt, gewünscht, gefürchtet, sich vorgestellt oder gethan hat. Nur das Vergangene erscheint uns im Traum, doch gebe ich zu, daß

daß zuweilen eine neue Idee im Traum entstehen könne, ob es gleich nicht zu erweisen ist. Das Denkungsvermögen jedes lebenden Wesens, Mensch oder Thier ist im Schlaf halb betäubt, denn sobald es ganz betäubt ist, träumt man nicht, und da dies Vermögen immer weniger schläft als die übrigen Fähigkeiten, so wirkt es, jedoch nur aufs Ohngefähr, und ohne Erkenntniß der Sinne. So lang keine herrschende Idee in dem Gehirn aufsteigt, so irren unsere Ideen umher, und der Traum macht keinen Eindruck, sobald aber eine starke Idee von Liebe, Furcht, Hoffnung und dergleichen dazwischen kömmt, dann erhält der Traum die ganze Gewalt der Wahrheit, und ist um so reizender, da die Hindernisse verschwinden, welche die Wirklichkeit uns nur zu oft in Weg legt. So ist z. B. der Genuß des Glücks im Traum angenehmer, als im Wachen, weil er ganz rein und ungehindert ist, wie derjenige der Seligen Anzeigen durch Träume sind bloße Zufälle, so wie

öfters

öfters wachend etwas ahnden, folglich ist hier keine wahre Anzeige oder Vorbedeutung, sondern sein blindes Rathen. Falsche Anzeigen im Traum machen deswegen so starke Eindrücke auf uns, weil sie dieselbe Stärke haben wie das erträumte Glück, und tiefe Spuren in der Seele zurücklassen. So bemächtigt sich die Furcht der schwachen leichtgläubigen Seelen, faßt sie heftig und läßt einen schmerzlich bangen Eindruck zurück. Ich läugne daher alle Traumanzeigen als Hirngespinnste, woran nur ein Einfältiger oder ein altes Mütterchen glauben kann. Dies ist meine Meinung. —

So weit war ich als ein Neugieriger, der über meine Schulter auf das Papier gesehen hatte, mich mit dem Namen eines Atheisten beehrte. „Und Sie mein Herr,“ erwiederte ich, „sind ein unverschämter Neugieriger, lassen Sie mir meine Philosophie, und ich lasse Ihnen Ihre Unverschämtheit.“ — Alles fing laut an zu lachen, und ich konnte nicht wei-

ter schreiben. Nun gieng ich zur Marquise. Ich erzählte ihr meinen Traum mit allen Umständen, las nachher den Brief des Arztes, und sezte meine Anmerkungen hinzu. „Der Mensch,“ sagte ich, „der die Zukunft nicht wachend voraussieht, erräth sie noch weniger im Traum. Die Gottheit müßte denn dazwischen treten. Aber wir leben nicht mehr in einem Zeitalter, wo man die Menschen überreden konnte, daß die Träumereyen eines Blödsinnigen, die unerforschlichen Wege der Gottheit wären. Gott und die Natur wirken nach bewunderungswürdigen, aber sichtbaren, unveränderlichen und natürlichen Gesetzen, denn alles Uebernatürliche ist Tand, Lüge, die keiner Widerlegung werth sind.“ „Sie glauben also nicht, daß Gott im Traum zu dem Menschen spricht!“ — „Nein, es wäre absurd so was zu glauben.“ — „Aber die heilige Schrift!“ —„daran vergreife ich mich nicht; aber heut zu Tage spricht Gott nicht mehr durch Träume, es wäre sogar gefährlich, wenn diese Idee

bey

bey schwachen Köpfen Wurzel faßte, denn wenn unglücklicherweise einer unter ihnen träumte, daß er dies oder jenes Verbrechen begehen müßte, wodurch vielleicht der Staat umgestürzt würde, so würde er glauben, einen Befehl des Himmels zu hören, und es begehen ...." — „Weg mit dieser schrecklichen Idee," sagte die Marquise, „nun bin ich Ihrer Meinung." —

Sieben und siebenzigste Nacht.

Der Schlafwandler.

Ich gieng um drey Uhr aus und erblickte am Ende der Katharinenstraße einen nackenden Menschen, welcher nach dem Platz Ludwigs des dreyzehnten lief, und dort dreymal um das Gitter herumgieng. Mir schien dies seltsam. Dann gieng er ganz gravitätisch in die Nebenstraße, öffnete die Thür eines Hauses, schloß sie hinter sich zu, und verschwand einige Augenblicke. Starr und staunend stund

ich da und wartete, als nach einer halben Viertelstunde eine alte Perucke und ein alter Rock zu meinen Füßen niederfiel. Ich schlug die Augen auf, und sah meinen Mann oben auf dem Dache herumspazieren. Endlich stieg er herunter, kam wieder zur Thür heraus, lief verschiedene Straßen durch nach dem Boulevard, blieb in der Sebastiansstraße vor einem neuen Hause stehen und rief: „Rosalie! Rosalie!“ Niemand antwortete, und ich fing an ihn mit feiner Stimme zu fragen: „Was wollen Sie?“ — „Ha! Sie antworten mir! Bleib immer treu und tugendhaft, und wenn ich in der Verwirrung meiner Sinne dir hart zusetze, so widersteh mir! widersteh mir! Ich weiß, ich würde es bereuen, wenn ich über deine Tugend triumphirte.“ — „Ich werde dir widerstehen.“ — „Gut! gut; jezt kannst du mich anhören, denn jezt bin ich bey kaltem Blut; leb wohl Rosalie! leb wohl!“ So kehrte er wieder nach Hause zurück, wo er sich wahrscheinlich niederlegte, denn ich sah ihn nicht wieder.

Des

Dies war der erste Nachtwandler den ich sah, und ich gieng heute mit dem Vorsatz aus, mich näher nach ihm zu erkundigen. Zuerst wandte ich mich an einen Friseur in der Nachbarschaft. „Ha!“ sagte der, „haben Sie ihn gesehen? Man sagte doch, daß er sich nicht mehr auf die Dächer wagte, seitdem man ein Schreckbild einen Stock mit einer Perücke und einem Rock darauf gesezt hatte. Nun ich will es seinem Bedienten sagen.“ Ich merkte wohl, daß der Nachtwandler das Schreckbild am Tage gesehen, und in der festen Ueberzeugung was es wäre, es auch im Schlaf muthig heruntergeworfen hätte. Ich erwähnte etwas von Rosalien, aber der Friseur konnte mir weiter nichts berichten. Ich begleitete ihn zu dem Bedienten des Nachtwandlers, und erzählte diesem jedoch leise, was sein Herr gestern vorgenommen hätte. „Ha! ich danke Ihnen für die Nachricht, allein Sie konnten ihn durch einige Prügel leicht wieder zu sich selbst bringen! Die Familie würde

Ihnen den größten Dank dafür wissen, und vielleicht er selbst, wollen Sie es aber nicht selbst verrichten, so klingeln Sie mir nur. Hier ist die Klingel die an mein Bett reicht." — Ich verlangte von ihm eine Erklärung wegen Rosalie, aber er schüttelte den Kopf und schwieg. Ich drang in ihn und versprach ihm alle Verschwiegenheit. „Ich wollte Ihnen wohl etwas davon sagen, wenn ich Sie kennte, aber Sie sind mir unbekannt." Ich nannte ihm meinen Namen. „O Sie sind es, nun für Sie habe ich keine Geheimnisse, denn Sie werden mich nicht verrathen. Wissen Sie also, daß mein Herr, der noch ledig, sterblich in eines Blumengärtners Tochter verliebt ist, die den Namen seiner schönsten Blume Rosalie trägt. O! sie ist schön wie ein Engel! Mein Herr besucht sie alle Tage, bald will er sie heirathen, bald wieder seine Maitresse aus ihr machen, bald will er keines von beyden. Nur eines will er beständig und unveränderlich, sie lieben, lieben, bis zum Verrückt

rückt werden. Das ist alles; doch ich höre ihn. Adieu.“

Ich bekam Lust Rosalien zu sprechen, und gieng nach ihrer Wohnung. Ich fand sie mit ihren Eltern und zween Brüdern von zehn bis zwölf Jahren bey ihr. „Ich komme, um Ihnen etwas zu hinterbringen, was Sie noch nicht wissen, und wünschte mit Ihnen allein zu sprechen.“ Er ließ die beyden Söhne und die Magd hinaus gehen, worauf ich fortfuhr: „Sie wissen, wie sehr ein Nachtwandler den guten Namen eines jungen Mädchens in Verdacht bringen kann. Er kömmt des Nachts vor Ihre Thüre, ruft sie beym Namen u. s. w.“ Ich erzählte alles was ich gesehen und gehört hatte, und überließ das übrige ihrer Klugheit. Ich wollte weggehen, man hielt mich zurück, und bat um meinen Rath. „Eine Heirath mit diesem Mann,“ sagt ich, „scheint vortheilhaft, und auch nicht, sein Kopf scheint mir etwas überspannt, und Ihre Tochter würde viel auszustehn haben. Das

übrige ist noch schlimmer . . ." Bey diesen Worten erröthete das Mädchen, und sagte: „Das heißt doch gesprochen Vater! und ist so wahr!" Ich frug, ob sie eine Parthie für sie hätten. „Ja!" hieß es, „einen Kaufmann, aber wir trugen Bedenken." — „Laßt sie ihn nehmen, er wird ihr an Vermögen gleich seyn, sie wird glücklicher werden." Mein Rath schien ihnen zu gefallen, und war der Wunsch der Tochter.

Ich erzählte dies alles der Marquise. „Ich kenne," sagte diese, „den Herrn von Villeblanche, es ist ein schwacher Kopf, der vielleicht durch diese Heirath kurirt werden kann, doch zweifle ich, ob das Mädchen mit ihm glücklich wird."

Auf dem Rückwege gab ich acht was vorgieng, und sah den Nachtwandler wieder herauskommen. Aber man paßte ihm auf, und der Bediente gesellte sich zu mir. Wir folgten seinem Herrn zu Rosaliens Hause nach, wo ich die Stimme des Vaters nachahmte,

und

und ihm seinen Abschied gab. Er kehrte verzweifelnd nach Hause zurück, unterwegs störten wir ihn nicht, und sobald er wieder im Bett war, erwachte er . . . Ich spürte nachher seiner Geschichte nach. Er heirathete Rosalien acht Tage nachher, vermuthlich weil ihre Eltern dem Reiz nicht widerstehen konnten, ihre Tochter vornehm zu verheirathen. In der Folge erfuhr ich, daß sie erst nach Verlauf der ersten fünf, sechs Jahre unglücklich wurde, aber dann war sie es im hohen Grade! . . Jezt ist er Wittwer.

Erst gehangen, dann gerädert.

Ueberall giebt es Menschen, welche von Natur hart, grausam und boshaft zu seyn scheinen, und bey denen kein guter Gedanke Eingang findet. Ein gewisser Normann, Namens Lefevre mag hier zum Beyspiel dienen, dessen Geschichte kürzlich folgende ist. Er war ein Pferdehändler von Rouen, und so rohen Charakters, daß jedermann seinen Umgang

floh, und selbst die Thiere vor ihm zitterten. Eines Abends bekam er Streit mit einem Mann, der seinem Vater ein Miethpferd zurückbrachte, und streckte ihn mit einem Faustschlag zu Boden, so daß er nicht wieder aufstund. Die Sache wurde ruchtbar, und da Lefevre bereits mehrmalen von der Justiz gewarnt worden, und dennoch nichts half, so wurde er diesmal verurtheilt als Todschläger gehangen zu werden. Man verabscheute ihn so allgemein, daß bey seiner Hinrichtung die Straßenjungen ihm zuriefen: „Lefevre! kömmst du diesmal davon, so wirst du gerädert!“ Die Hinrichtung wurde vollzogen, und da Herr Doktor Lecat um seinen Körper für die Anatomie gehandelt hatte, und es schon zu spät war, so wurde er ihm sogleich abgeliefert. Man brachte denselben vor der Hand in eine Bibliothek, worinn die anatomischen Instrumente aufbewahrt wurden, und zündete ein großes Kaminfeuer an. Unterdessen sezten sich die Herren Aerzte und Wundärzte in einem

andern

andern Zimmer zum Abendessen nieder, das Gespräch kam auf die Strafe des Hängens, und man stritt, ob die Wirbel des Halses immer bey der Hinrichtung gebrochen würden, oder nicht? Hierauf folgte ein anderer Kunststreit zwischen zween Wundärzten, und Doktor Lecat, der ein vortrefliches Gedächtniß hatte, führte ein Buch an, welches seine Meinung bestätigte, und zeigte zugleich die Seitenzahl und den Platz an, wo es in der Bibliothek stund. Der Bediente wurde fortgeschickt, um es herbeyzuholen. Kaum war er hineingetreten, so erblickte er mit Entsetzen, wie der vorgebliche Todte ganz langsam von der Stelle, wo er gelegen hatte, nach dem Kaminfeuer zukroch. Man kann denken, wie dies auf ihn wirkte! es bedarf nicht einmal der Furcht vor Gespenster und anderer Vorurtheile, der Anblick würde für jeden auch uneingenommenen Mann schreckhaft gewesen seyn. Der Bediente fiel sinnlos und halb todt vor Schrecken zu Boden. Da er zu lange wegblieb, so schickte

man einen andern Bedienten nach ihm zu sehen, der eben so wenig wiederkam, und noch mehr erschreckt wurde, denn dieser, der seinen Kameraden an der Erde liegen sah, glaubte nicht anders, als der Gehangene hätte ihn erschlagen. Endlich stiegen die beyden Wundärzte auf, und giengen selbst nach der Bibliothek. Hier fanden sie ihre Bedienten liegen, und erriethen sogleich die Ursache ihres Entsetzens. Man ließ dem Gehangenen zur Ader, brachte ihn in ein Bett, und verpflegte ihn während drey Wochen mit aller Sorgfalt eines Arztes, der die ganze Kraft seiner Kunst an ihm versuchen wollte. Lefevre wurde gänzlich wiederhergestellt, und als er wieder vollkommen bey Kräften war, sagte Herr Lecat zu ihm: „Ihr wißt, wie weit euch euer grausames Gemüth gebracht hat; verlaßt jezt das Vaterland, werdet Matros, und sucht euch künftig zu bessern.“ Er schenkte ihm noch zehn Thaler, um sich unterdessen zu erhalten, bis er wieder Dienste fände.

Das

LB Coburg

Das erste was Lefevre that als er seinen Retter verlassen hatte, war, ein großes Messer zu kaufen, und so machte er sich auf den Weg nach Havre de Grace. Nicht weit von der Stadt begegnete er einem Ochsenhändler, bey dem er viel Geld vermuthete. Er war keines guten Gedankens fähig und noch schlimmer aus dem Gefängniß gekommen, als er hineingetreten war. Gleich einem Tiger fiel er den Kaufmann an, um ihn zu ermorden, aber das schlechte Messer bog sich um, und verwundete ihn stark an der Hand. Er wurde auf der That ertappt, angehalten und den folgenden Tag wieder zum Verhör geführt. So wie er erschien, fiel dem Richter seine große Aehnlichkeit mit jemand, den er schon gesehen hatte, auf, und er sagte zu dem Schreiber: „ich habe den Kerl schon irgendwo gesehen.“ — „Ich auch,“ sagte dieser. — „Ich kenne dich,“ sagte der Richter. — „Das kann seyn mein Herr.“ — „Wo hab' ich dich gesehen?“ — „Hier an demselben Fleck.“ —

„Dein

„Dein Name?“ — „Louis Lefevre.“ — „Dein Gewerbe?“ — „Pferdehändler.“ — „Deine Wohnung?“ — „Straße **“ — „Wie heißt dein Vater?“ — „Benignus Lefevre.“ — „Ich kenne dich also, alles dies ist schon hier niedergeschrieben; wann sah ich dich zum erstenmal, und weswegen?“ — „Vor drey Wochen, um mich zum Galgen zu verdammen.“ — „Aber ... wie ists möglich, daß du wieder hieher kömmst!!“ — Der Mörder erzählte alles was ihm begegnet war, und nun wurde Herr Lecat gerufen. Er erkannte sogleich seinen Mann, und vertheidigte sich mit der Würde eines Mannes, der sich des Guten bewußt ist. „Ich habe meine Pflicht an ihm gethan,“ sagte er, „thun Sie nun die Ihrige.“ Dies war seine ganze Entschuldigung. Gesprächweise sezte er nachher noch hinzu: „Ich hatte den Körper gekauft, um der Menschheit durch neue Entdeckungen zu nützen, fand aber Gelegenheit auf eine andere Art meine Kunst zu versuchen, und ihn

ins

ins Leben zurückzurufen. Ich that hier die Pflicht meines Standes, und wandte alle Mittel an, einen Erstickten wieder zu sich selbst zu bringen." — Das Urtheil war kurz, und Lefevre wurde den folgenden Tag lebendig gerädert. Herr Lecat hatte gewünscht noch einmal Versuche mit ihm anzustellen, und versprach ihn nicht wieder frey zu lassen. Allein man verweigerte sein Gesuch, weil es zu gefährlich wäre, ein solches Ungeheuer länger in der Gesellschaft zu hegen.

Das verkleidete Mädchen.

Ich begegnete heute dem jungen Herrn, dessen in den vorigen Nächten bereits erwähnt worden, und der sich mir als ein verkleidetes Mädchen angegeben, und mir seine Geschichte versprochen hatte. Jezt bat ich sie darum, und erhielt zur Antwort, man hätte von mir reden gehört, und wolle mir nichts verbergen. Ihre Erzählung war folgende:

„Meine

„Meine Mutter war, und ist noch jezt eine sehr schöne Person, groß, schön gewachsen, voll edlen Anstandes, und viel Sanftes im Blick, dabey alle Reize eines kleinen Wuchses. Mit einem Wort, sie war eine vollkommene Schönheit, wozu noch kam, daß sie blond war, und die Schönheiten dieser Art feiner gebaut, blühender, und reizvoller sind, als die Brunetten. Ihr Mann war stürmisch, launigt, und beynah blind durch eine Augenkrankheit; er quälte, liebte, verläumdete, verehrte sie wechselsweise, und öfters alles dies an einem und demselben Tage. Sie können nun denken, wie man ihn lieben konnte . . . .

Herr von Hambard (sein Name) hatte einen jungen freundlichen, liebenswürdigen Mann zum Freund, der schon im neun und zwanzigsten Jahr Kapitain einer Kompagnie war. Diesen Mann stellte ein von der Natur gemishandelter Ehegatte seiner jungen reizenden Gemahlin zum beständigen Gesellschaf-

ter

ter und Hausfreund vor, einer Dame die überdies noch siebzehn Jahr jünger war als ihr Mann.

Herr von Fleury gefiel sich in dem Hause seines Freundes so sehr, daß er die ganze Zeit seines Urlaubs daselbst zubrachte, und sich nur ungern losriß, mit dem Vorsatz, sobald als möglich wiederzukommen. Er liebte die Frau von Sambard, ohne es sich selbst zu gestehen, sie sahen beyde einander mit Vergnügen, allein die ewige Gegenwart des Mannes, die Tugend der Dame, und ein liebenswürdiges sechsjähriges Kind, wie auch der Gedanke der Ehre, alles dies hatte bisher jeden heimlichen Wunsch erstickt.

Herr von Sambard freute sich über den unschuldigen Umgang seines Freundes mit seiner Frau, und verschob eine Reise, die er nach der Provence machen sollte, bis zu dem Monat September, wo sein Freund nach Paris zurückkommen sollte. Er schrieb ihm sogar seine Rückkunft zu beschleunigen, und gab

ihm zum Bewegungsgrund der größern Eile, daß er seiner Frau eine ziemlich lange Zeit Gesellschaft leisten sollte. Herr von Fleury flog nach Paris, seit seiner Rückkehr zum Regiment hatte er nur zu sehr gefühlt, wie sein Glück von der Gegenwart der Mad. Hamhard abhing. Er eilte mit der süßesten Erwartung zurück, ohne bis jezt noch einen sträflichen Gedanken im Busen zu hegen. Man empfing ihn mit Freuden, und Herr von Hamhard zauderte um seinetwillen noch vierzehn Tage, ohnerachtet seine Reise durchaus nothwendig war, und diese vierzehn Tage schienen Herrn von Fleury eben so viele Jahre. Er reiste endlich ab.

Die erstern Tage nach dessen Abreise waren für beyde sehr glücklich, Herr von Fleury verließ beynah seine liebenswürdige Wirthin nicht, und hatte dazu den schönsten Vorwand, den Auftrag seines Freundes selbst. Ihre Unterhaltungen waren äußerst herzlich, sogar zärtlich, doch verrieth sich noch keines von

beyden,

beyden, aber mit jedem Tage stieg die Innigkeit, und Vertraulichkeit von beyden Seiten. Man gefiel sich beysammen, und trennte sich äußerst ungern, bis sich das Herz nicht länger zwingen ließ, und beyde eines Tags gleichsam wie inspirirt ausriefen: „ „Ach! warum kannten wir uns nicht zur Zeit als wir noch frey waren!“ “ — „Dies war mehr als jede Erklärung sagen konnte; von diesem Augenblick an sprach das Herz allein und ohne alle Zurückhaltung, und man verbarg einander seine liebsten Empfindungen nicht weiter. Man liebte sich, nachdem man es sich gestanden hatte, man bewies einander diese warme Liebe mit aller Wärme . . . . und mein Daseyn hub an . . .

Herr von Hamhard blieb achtzehn Monate aus, und ich kam etwa den funfzehnten zur Welt, so daß es sehr leicht war, ihm meine Existenz zu verbergen. Meine Mutter kam auf dem Lande nieder, und übergab mich einer Pflegemutter. Nie ist ein Kind von sei-

nen Eltern zärtlicher geliebt worden, als ich! Meine Mutter stahl jeden Augenblick ab, um mich zu besuchen, mein Vater betete mich an, und so war ich bis ins zehnte Jahr das glücklichste unter allen Kindern. Mein Vater der unterdessen gestiegen war, sah mich sehr oft und immer mit derselben Wärme, seltner sah ich meine Mutter, aber ihre Liebe war ohne Beyspiel; zuweilen sah ich sie beyde zugleich, und dann schien ihre Zärtlichkeit sich zu verdoppeln."

Acht und siebenzigste Nacht.

Fortsetzung.

„Um diese Zeit ward ihr Glück gestört; denn sie waren glücklich durch mich, und doppelt glücklich durch ihre Liebe. Herr von Hambard hatte nach seiner Rückkunft alle seine unerträglichen Launen angenommen, er war eifersüchtig, argwöhnisch gegen seine Frau, und sagte zuweilen: „ „Ihr Herz hängt an nichts,

ich

ich wünschte sie liebte jemand, so wüßte ich doch, ob sie eine Seele hat oder nicht! . . wollte doch der Himmel, daß sie sich in Fleury verliebte, ich würde mich glücklich schätzen, in meinem Freund geliebt zu werden.““ Dergleichen Reden entrissen seinem Freund ein kleines Lächeln, aber weder er noch meine Mutter wagten ein Geständniß, sie kannten ihn zu gut! Ihre Zurückhaltung, einige verstohlne Worte und Blicke, und ihr öfteres einzelnes Ausgehen erregten endlich die Neugierde des Herrn von Hambard. Er spürte ihnen nach, und erfuhr, daß sie beyde ein zwölfjähriges Kind besuchten. Nun begann sein Argwohn. Eines Tags, als beyde ausgegangen waren, blieb er statt ihnen nachzugehen zu Hause, um das Zimmer seiner Frau, und seines Freundes zu untersuchen. Seine Mühe war nicht vergebens, und er fand in dem Zimmer des leztern mehr als er wünschte, nämlich meinen Taufschein unter dem Namen meiner Mutter und des Herrn von Fleury

 aus-

ausgefertigt, wie auch eine Verschreibung des größten Theils seines Vermögens zu meiner Gunst, vermittelst eines Fideikommiß, dessen Verwalter im Fall er früher stürbe, Herr von Zambard selbst seyn sollte. Endlich bestätigten einige vorgefundene Briefe meiner Mutter alles, was er bis jezt nur gemuthmaßt hatte. Er war wüthend vor Eifersucht, und beschloß, sich auf eine Art an beyden zu rächen, die ihr ganzes Herz zerreissen sollte. Er schwieg von allem, und begegnete ihnen freundlicher als jemals, in Erwartung einer günstigen Gelegenheit, welche früher kam als er es hoffte. Herr von Fleury ward von einem Brustfieber überfallen, welches ihn innerhalb acht Tagen wegraffte. Herr von Zambard gieng unterdessen dem Arzt nicht von der Seite, und sobald er hörte, daß alle Hoffnung verloren wäre, ließ er meine Mutter entfernen, und benuzte einen Augenblick des Bewußtseyns, um Herrn von Fleury das Fideikommiß abzufordern. Der Sterbende ließ es

ihm

ihm einhändigen. Seine Bosheit gieng nun bis zur Unmenschlichkeit. Den Abend schickte er die Wärterin fort, und so wie er sich mit dem Kranken allein sah, erklärte er ihm in den heftigsten Ausdrücken, daß er von allem unterrichtet, und entschlossen wäre, sich an ihm, an meiner Mutter, und an mir zu rächen; kurz er brachte seinen bereits mit dem Tode ringenden Freund zur Verzweiflung. Endlich gieng er weg, verschloß die Thüre, steckte den Schlüssel zu sich, damit kein Mensch ihm ferner zu Hülfe kommen könnte, und legte sich zu Bett. Den folgenden Morgen war Herr von Fleury verschieden, und Herr von Hambard betheuerte, ihn erst nach seinem Tode verlassen zu haben. Meine Mutter allein erfuhr die Wahrheit von ihm, als er sie bald nachher in ein fremdes Haus einsperrte.

Unmittelbar nach dem Tode des Herrn von Fleury trat Herr von Hambard in das Zimmer meiner Mutter mit ihren Briefen in der Hand, „ich weis alles," sagte er, „Vorwür-

würfe sind hier überflüßig, hier sind die Briefe. Ich werde Ihre Tochter wie die meinige betrachten, sie ist das Kind meines Freundes, und des Weibes, das ich auf der Welt am höchsten liebe.“ Seine Verstellung gieng über alle Begriffe, und meine Mutter von dieser unerwarteten Großmuth hingerissen, warf sich ihm zu Füßen. Er forderte ein Geständniß mit allen Umständen, sie legte es ab, dann ließ er sich eine Schrift geben, worinn ich künftig ganz seiner Leitung überlassen wurde. Er erhielt es mit der Versicherung, daß ich nie seinen Namen nennen gehört, und daß man sie in dem Hause, wo ich war, nur unter dem Namen der Frau von Fleury kenne. Alle diese Erklärungen hörte er mit anscheinender Güte und Gelassenheit an; und sobald er nichts mehr zu entdecken fand, sagte er zu meiner Mutter: „ „Alles dies muß in ewigem Stillschweigen begraben werden; die Ausfertigung des Taufscheins unter Ihrem Familiennamen und dem des Fleury ist die höchste Unbesonnenheit.

heit. Doch dies alles läßt sich noch gut machen. Enthalten Sie sich eine Zeitlang Ihre Tochter zu sehen; schreiben ihr hierüber das Nöthige und geben mir den Brief.““ Meine Mutter schrieb: ihr Gemahl änderte den Brief nach seiner Art, las ihn meiner Mutter vor, und übernahm die Bestellung. Da er sie nicht weiter mehr brauchte, so begieng er eine Handlung, deren nur das verruchteste Gemüth fähig war. In dem anstoßenden Hause ließ er ein Zimmer zubereiten, welches nur einen Ausgang in das seinige hatte; dies ließ er mit doppelten Thüren verwahren, und die Fenster zumauren, damit weder ein Laut konnte gehört werden, noch das Tageslicht hineindringen. Eines Abends, als sich meine Mutter bereits ausgekleidet hatte, führte er sie nackend hinein; sie fand darinnen ein Bett, und die übrigen nothwendigsten Meublen, etwas Wäsche und einige Decken, um sich statt der Kleider darein zu hüllen. Sobald sie darinn war, gieng er weg, sie hoffte zwar er würde

wiederkommen, aber er blieb aus. Staunend sich in einem fremden Zimmer zu befinden, und ohne alle Vorbereitung, sah sie sich rings umher um, bis sie endlich eine große schwarze Tafel an der Wand gewahr wurde, welche folgende Erklärung in kupfernen Buchstaben enthielt: Hier sollst du dein Verbrechen büßen; außer mir wirst du keine lebendige Seele sehen, und in mir einen strengen unerbittlichen Richter finden. Gehorche in allem, oder zittre! Fleury hat bereits seinen Lohn empfangen, welchen : sollst du von mir erfahren. Aber deine Strafe soll noch schrecklicher seyn, insofern du dich nicht mit blindem Gehorsam in meinen Willen ergiebst. Nun gab sich meine Mutter für verloren. Die Wärterin hatte ihr gestanden, daß ihr Gemahl sie die letzte Nacht vor dem Ende des Herrn von Fleury weggeschickt hatte, und nun errieth sie sein unmenschliches Verfahren. Sie gerieth in Verzweiflung, und der Gedanke ihr

Leben

Leben selbst zu endigen, fuhr ihr mehrmalen durch die Seele. Die Nacht war fürchterlich, doch erhielt sie gegen Morgen einigen Trost. Seit einiger Zeit ließ sie sich von einem hübschen jungen Mädchen bedienen, das aber so gänzlich unwissend war, daß es nicht lesen noch schreiben konnte, aber ihr äußerst zugethan war. Zum Glück hatte das Mädchen in dem Augenblick, als Herr von Hambard seine Gemahlin in ihr Gefängniß begleitete, etwas in ihrem Zimmer zu thun gehabt, und verweilte einige Zeit daselbst. Sie staunte, als sie ihre Gebieterin nicht wieder zurückkommen sah, und vermuthete nach dem, was sie von der Wärterin gehört hatte, nichts Gutes. Herr von Hambard war gleich früh ausgegangen, und Therese die ihn beobachtete, sah, daß er den Schlüssel zu dem Gefängniß in ein Pult legte, das offen stand. Sobald er weg war, lief sie, um die Thüre zu öffnen, und ihre anfangs erschrockene Gebieterin empfing sie mit Entzücken. Geschwind, sagte Therese, eilen

eilen Sie Madame, er ist ausgegangen, retten Sie sich!" — Das Geroll eines Wagens brachte sie zum Schweigen, und sie sah was vorgieng. Es war Herr von Hambard selbst, der wiederkam, und sie hatte kaum soviel Zeit, den Schlüssel wieder an seinen Ort zu legen, und zu entwischen. Er kam blos um des Schlüssels willen zurück, steckte ihn bey sich, und fuhr wieder weg. Da nun Therese einmal wußte, wo ihre Gebieterin war, so sprachen sie mit einander durch die Thüre, und verabredeten, daß wenn Herr von Hambard ihr die Nahrungsmittel versagen, oder nach ihrem Leben trachten wollte, sie ihn alsdenn bey der Obrigkeit angeben sollte; wäre hingegen die Gefangenschaft erträglich, so wollte man es abwarten, um das Publikum nicht aufmerksam zu machen. Herr von Hambard kam nach einer Stunde wieder, und brachte seiner Gemahlin das Frühstück selbst. — „Mein Herr," sagte sie, „Sie belieben zuerst davon zu kosten, sonst berühr' ich keinen Bissen!" —

Er war betroffen und kostete die Gerichte. — „Wissen Sie,“ fuhr sie fort, „daß ich mein Gefängniß nach Belieben verlassen kann. Während Ihrer Abwesenheit ist jemand bis in dies Zimmer gedrungen, und hat mit mir gesprochen. Wir sind übereingekommen, daß so lange Sie nicht nach meinem Leben trachten, ich die mir zugedachte Strafe dulden will, nicht aus Furcht oder Achtung vor Ihnen, sondern um der beleidigten Ehre genug zu thun, und unsern Mitbürgern diese Schandthat zu verbergen. Zum Beweis dessen was ich sage, sehen Sie hier ein neues Messer, das Sie mir nicht gegeben haben, denn ich kam nackend in dies Zimmer.“ — Herr von Hambard wollte ihr das Messer entreissen, allein sie hielt es ihm entgegen, und trieb ihn damit bis zur Thüre hinaus. Um Mittag brachte er ihr das Essen, und mußte wieder von allem kosten, worauf sie ihm sagte: „Ich fürchte den Tod nicht, der Sie am Ende auf den Scheiterhaufen bringen würde, aber ich thue

dies

dies aus Liebe zu meinen Töchtern, die mir beyde gleich theuer sind.“ — In diesem Gefängniß blieb meine Mutter achtzehn Monate. Ich komme wieder zu meiner eigenen Geschichte.

Ich war dreyzehn Jahr alt, und vollkommen gebildet. Herr von Hambard hatte mich zu seinem dritten Opfer bestimmt. Er besuchte mich gleich den ersten Tag, als er meine Mutter einsperrte, gab sich für einen Freund von ihr und meinem Vater aus, sagte, sie wären beyde gestorben, er aber würde von nun an beyder Stelle vertreten. Er schmeichelte mir, und seine Liebkosungen wurden von Tag zu Tag freyer. Endlich siegte er über meine Unschuld, meine Unerfahrenheit, meine Jugend, und meine Erkenntlichkeit. Im vierzehnten Jahre ward ich schwanger ....

Herr von Hambard wartete bis mein Zustand recht sichtbar war, um meiner Mutter den empfindlichsten Stoß zu versetzen. Er sagte ihr, daß sie mich sehen sollte, und ließ

mich

mich in sein Haus bringen. Zween Unbekannte, die ihm ergeben waren, stellten mich meiner Mutter vor, welche bey dem ersten Anblick zurückschauderte; sie sagten ihr etwas ins Ohr, und sie fing heftig an zu weinen. Nachher erfuhr ich, daß sie mich der Liederlichkeit beschuldigten. Ich wurde wieder zurückgeführt, von diesem Augenblick an sah ich Herrn von Hambard nicht wieder, mein Kostgeld wurde nicht ferner bezahlt, und niemand bekümmerte sich weiter um mich.

Meine Mutter war in Verzweiflung, und hielt mich unwiederbringlich verloren, dennoch suchte sie mich noch zu retten. In dieser Absicht sagte sie Theresen, daß sie ihrer Gefangenschaft ein Ende machen möchte. Diese paßte ihrem Herrn acht Tage lang so gut auf, daß sie des Schlüssels habhaft wurde, und meine Mutter entwischen ließ. Meine Mutter verbarg sich in dem Hause, wo Sie mich heraussteigen sahen, bey einer Verwandten

des

des Herrn von Fleury, und ließ mich noch denselben Tag zu sich bringen.

Glücklicher konnte man mir nicht zu Hülfe kommen. Ich war im Begriff niederzukommen, und man behielt mich nur noch aus Mitleid. Herr von Hambard hatte das Geheimniß meiner Geburt bekannt gemacht, und man begegnete mir äusserst gleichgültig. Aber nun wandte sich mein Schicksal durch meine Mutter. Herr von Hambard wurde bedroht, meine Pension hieng nicht mehr von ihm ab, man entzog ihm die Verwaltung meines Vermögens, und er mußte sich aus Achtung für eine hohe Person, der Herr von Fleury ehmals sein Geheimniß anvertraut hatte, zu allem bequemen.

Meine Tochter ist jetzund vier Jahr alt, meine Mutter bleibt bey ihrer Freundin eingeschlossen, und ich besuche sie nur des Nachts, um von niemand gesehen zu werden. Machen Sie zu seiner Zeit die Geschichre bekannt, um die falschen Gerüchte zu zerstreuen, welche

Herr von Hambard gegen meine Mutter und mich verbreitet hat. Dies ists was Sie vermuthlich wissen wollten. Leben Sie wohl." —

Ich erzählte diese Geschichte der Marquise: „ich werde mich näher erkundigen," sagte sie, „denn noch immer halte ich das vermeinte Mädchen für einen Liebhaber. Ich habe Gründe dies zu muthmaßen; aber der Weg den man nimmt, um jedem Verdacht zuvorzukommen, ist äußerst sinnreich. Die Erzählung scheint mir jedoch nicht ganz ohne Grund. Ich werde nachforschen." . . . .

Neun und siebenzigste Nacht.

Der Stutzer wie es viele giebt.

Ich zog heute lange in den Straßen herum, ohne daß mir etwas aufstieß. Endlich begegnete ich in einer sehr gangbaren Straße einem galanten Herrn von meiner Bekanntschaft, der in seinem prächtigen Wagen mit

Ungeduld erwartete, daß das Gedränge sich verlieren möchte. Er kam aus der italiänischen Komödie, schien sehr eilig, und fluchte mit unter auf seinen Kutscher, daß dieser sich um der Fußgänger willen aufhalten ließ, und nicht allen über den Leib fuhr. Er erblickte mich, und winkte mir. Ich war nicht neugierig ihn zu sprechen, indessen konnte ich weder vor- noch rückwärts, und wollte doch lieber noch mit ihm sprechen, als das Fluchen der Kutscher anhören. Ich trat zu ihm und beklagte mich über das rohe und unmenschliche Verfahren der Bedienten und Kutscher dieser Stadt. Er lächelte höhnisch, und frug, was denn die Herren anfangen sollten, wenn ihre Kutscher dafür bestraft würden? „Die könnten alsdenn zu Fuße gehen," sagte ich, „denn bey einer guten Polizey müßten täglich wenigstens funfzig Kutscher ins Gefängniß wandern. Da aber dies vielleicht dem Uebel noch nicht abhelfen möchte, so müßte ein Gesetz gemacht werden, vermöge dessen jeder gesunde Mensch,

der

der in der Stadt im Wagen angetroffen würde, das erstemal einen Louisd'or, das zweytemal zwey, und so immer steigend, Strafe erlegen müßte." — „Ach! was kümmert uns das," sagte er, „ich habe Ihnen einen herrlichen Zug zu erzählen, aber Sie müssen zu mir einsteigen . . . doch warten Sie! Sie sind schmuzig, mein Wagen ist ganz neu, und würde verdorben. Ich will Ihnen morgen diese Erzählung von meinem Kammerdiener geschrieben zuschicken." Das Gedränge hatte sich vermindert, und wie ein Blitz war er aus meinen Augen.

Ich gieng meines Wegs fort bis an das Komödienhaus. Eine schöne Dame trat heraus, stieg in ihren Wagen, und ließ, indem sie das Schnupftuch herauszog, ein Papier aus ihrer Tasche fallen. Ich bückte mich es aufzuheben, und als ich mich wieder aufrichtete, war der Wagen schon weg. Es war ein Brief folgenden Inhalts: „Meine reizende C**! Ich liebe Sie, bete Sie an, Ihnen allein ge-

 hört

hört mein Herz und meine Liebe. Seit einiger Zeit fragen Sie mich oft, warum ich traurig bin, Sie fragen so dringend, und in einem so rührenden Ton, daß ich versprochen habe, Ihnen mein Geheimniß schriftlich zu eröffnen ... Ich bin der unglücklichste, und strafbarste unter allen Menschen. Sie allein besitzen meine ganze Liebe, und doch ... fühle ich eine vorübergehende Neigung für eine andere, (weniger schöne als Sie) für die majestätische D**. Unmöglich kann ich diesen Wunsch ganz unterdrücken, er wäre vielleicht schon befriedigt, und ich läge wieder zu Ihren Füßen, wenn mich das Glück nicht verlassen hätte; aber ich war unglücklich im Spiel, und bin nun ganz außer Wirkung gesetzt. Bedauren Sie mich schöne C**, ich bin sehr unglücklich, niemand ist mehr zu beklagen, als der Graf S**."

Die Unterschrift des Briefs verrieth mir den Stutzer, den ich eben im Wagen gesprochen, als Verfasser, und die Aktrize Mademoi-

selle

selle C** war es, an die er gerichtet war. Ich steckte ihn bey mir, und zeigte ihn der Marquise. Sie hatte bereits etwas von dem Herrn gehört, und sagte, es wäre einer jener niedrigen Mannspersonen, die sich unter die Weiber mit denen sie umgehen herabwürdigen, ihnen schmeicheln und sie betrügen, nachdem sie thörichterweise ihr Vermögen für sie verschwendet haben. Sie empfahl mir dieser Geschichte ferner nachzuspüren, weil sie wahrscheinlich kein gutes Ende nehmen würde.

Das Ausziehen im Stillen.

Ich gieng in der Stille der Mitternacht nachdenkend meines Wegs fort. Es war um die Stunde, wo die Laternen verlöschen, und nur noch einen schwachen Schein von sich geben, zwischen drey und vier Uhr, als ich vor einer Thüre einen Schubkarren nebst ein Paar Leuten erblickte, die so stille wie möglich auszogen. „Ihr zieht aus ohne zu bezahlen!“ sagte ich, „das ist nicht gut.“ — Sie er-

schracken und ich fuhr fort: „seyd ihr wirklich arm und ehrlich, so will ich euch eine schlechte Handlung ersparen, zwar ich nicht selbst, denn ich bin so arm als ihr.“ Sie hörten mich an, und erklärten mir nachher das Elend ihrer Lage mit allen Ursachen. Der Mann hatte keine Arbeit, er war Schwerdtfegergeselle, und das Gewerbe lag völlig darnieder. Ich sagte ihm, er müßte ein anderes wählen, und versprach ihm behülflich zu seyn. Ich frug nach der Schuld, und da ich eben so viel bey mir hatte, so weckte ich ihre Wirthin eine arme Gärtnersfrau auf, und bezahlte sie in ihrer Gegenwart. Hierauf ließ ich eine Quittung geben, und streckte ihnen noch etwas zu den höchsten Bedürfnissen vor. Die Leute dachten gut, ohnerachtet ihrer vorgehabten Unbilligkeit, denn nie sah ich eine herzlichere Erkenntlichkeit. Noch denselben Tag brachte ich den Mann in einer Buchdruckerey unter, und binnen drey Monaten war er im Stande seine Frau und Kinder durch seinen Fleiß zu ernähren.

Der

Der Ton der grossen Welt.

Ich gieng heute zu dem Stutzer, um ihm den Brief zuzustellen, den die schöne C** verloren hatte. „Es freut mich,“ sagte er, „daß Sie just den Brief gefunden haben, denn so wissen Sie die Hälfte der ganzen Geschichte. Hier folgt das übrige. Die zärtliche, gutdenkende C** wurde durch diesen Brief so sehr gerührt, daß sie mich sogleich zu sich rufen lies. Diesmal gieng ich etwas beschämt zu ihr, ohnerachtet dergleichen Thorheiten mich sonst nicht anfechten. Sobald ich bey ihr war, überreichte sie mir ohne vieles Ausfragen ihr Schmuckkästchen, und sagte: „„Ich lasse den Verdiensten derjenigen um derentwillen Sie mir untreu werden Gerechtigkeit widerfahren, und fühle, daß Sie durchaus unglücklich seyn müssen, sobald Sie ohne Hoffnung lieben. Wählen Sie hier unter meinen Diamanten dasjenige, was ihrer am wenigsten unwürdig ist, und gehen Sie zu ihr. Ich schätze mich glücklich ein Herz wieder zu erhal-

ten, das mir Alles ist! . . „" Ich staunte. — „Wie? Sie staunten, Sie waren nicht gerührt!" — „Ha! das paßt nur für eures Gleichen, aber für unser eins, für Leute von Geschmack und gutem Ton wäre dies eine Lächerlichkeit . . Ich staunte also, benuzte aber zugleich die Gelegenheit, und wählte eine herrliche Reigerfeder, welche Mademoiselle D** vortreflich kleiden mußte. Mit dieser eilte ich zu ihr, und fand sie bey der Toilette. Nach den ersten Komplimenten fing ich an, ich wünschte ihre Reize noch durch einigen Putz zu erhöhen und überreichte meine Feder. Mademoiselle D** erschrack vor Bewunderung und Freude. Sie wurde aufgesteckt und kleidete sie vortreflich. Ich bat um ein Abendessen für denselben Abend, und erhielt es unter vier Augen. Eben dahin wollt' ich, als sie mich im Gedräng antrafen, und nun urtheilen Sie von meiner Ungeduld! Ich kam eben von Mademoiselle C** der ich die zärtlichste Erkenntlichkeit bezeugt hatte." — „Sie sind ein elen-

der

der Mensch.“ — „O! das sagen mir alle Frauenzimmer, und unter andern diejenige, die ich ins Kloster brachte.“ — „Ins Kloster!“— „Ja; wollen Sie meine fernere Geschichte hören?“ — Ich schwieg, und er fuhr fort.

„Nachdem ich bey Mademoiselle D** angekommen, wurde zu Abend gegessen. Gegen acht oder neun Uhr des Morgens, sagte sie zu mir: „Aber Ihr Präsent ist herrlich! doch sagen Sie mir die Wahrheit, woher haben Sie es? denn wirklich liebe ich Sie ohne Rücksicht hierauf, und würde mich betrüben, wenn Sie sich deswegen in Ungelegenheit brächten.“ — Ich vermuthete hier eine Ausholung und erwiederte es sey eine Kleinigkeit, aber man drang so sehr in mich, daß ich an der Aufrichtigkeit nicht länger zweifeln konnte. — „Sie wollen also die Wahrheit wissen?“ — „Allerdings!“ — Ich erzählte wie ich die Feder erhalten, und Mademoiselle D** fing hierauf an: „Wie? Sie haben

 ben

ben das Glück von einem so großmüthigen, so zärtlichen Weibe geliebt zu werden, und fielen nicht zu ihren Füßen, als sie Ihnen diese edle Anerbietung that? . . gehen Sie, ich will Sie nie wieder sehen; bringen Sie ihr diese Diamantenfeder wieder, bitten Sie um Verzeihung, und versichern sie meiner Bewunderung, meiner Hochachtung" . . .

Wer war froher als ich über diese Wendung! Ich nahm die Feder wieder, ich brauchte eben Geld, und das war ein herrliches Hülfsmittel . . Auch machte ich es mir gleich zu nutz."

Nun war ich nicht mehr Meister meiner selbst: „Niederträchtiger!" rief ich, und gieng ohne seine Antwort zu erwarten, zum Zimmer hinaus; der Graf S** lachte aus vollem Halse hinter mir drein.

Ich erzählte diese Entwicklung der Marquise. „Ich erwartete nichts bessers," sagte sie, „es ist derselbe der einst zu einer sehr liebenswürdigen Dame sagte: „Es ist Ihr Glück,

Glück, daß ich bereits eine Frau ins Kloster habe stecken lassen, um mir einen Namen zu machen, sonst sollten Sie mein Schlachtopfer werden; reizend genug sind Sie dazu.“ Ich erschrack über diese Verderbniß der Sitten, welche alles übertrift, was uns Martial und Petron von der Verdorbenheit ihres Zeitalters erzählen. Wahrlich die Höflinge eines Caligula, Nero, Domitian, Karacalla und Kommodus waren gutdenkende Leute in Vergleich mit solchen Böswichtern!

Achtzigste Nacht.

Die kleine Post. Exkroquerien.

Ich stund unter einer Laterne, um etwas was ich gefunden hatte bey deren Schein zu lesen, als auf einmal Leute hinter mir drein kamen, und „halt auf! halt auf! er ists“ schrien, und indem sie mich umringten, sagten ja, er hatte einen blauen Mantel.“ Man packte mich an, mishandelte mich ohnerachtet meiner

ner Gelassenheit, und schleppte mich nach einem nicht weit davon liegenden Hause. Ich berief mich auf die Marquise von M**, als eben der Briefträger der kleinen Post vorbeygieng. Ich schrieb ein Paar Zeilen, und übergab sie ihm zur Bestellung. „Das wird erst morgen früh neun Uhr abgegeben," fing er an. „Wie?" sagte ich, „ihr seyd kaum zwanzig Schritte von dem Hause, und wollt den Brief nicht eher als Morgen bestellen?" — „Nein, denn das wäre wider die Ordnung." — „Hol der Henker!" rief ich, „die Leute, die eine gute Anstalt durch alberne Einrichtungen stören;" und so riß ich ihm meinen Brief aus der Hand, den er nicht wiedergeben wollte. Ich fertigte einen Expressen damit ab, und die Marquise kam selbst, um mich zu befreyen. Nun erst gestund man, daß ich keine Aehnlichkeit mit dem Dieb hätte, und doch drang der Hausherr darauf, daß ich gestraft würde, weil es ihm ganz gleichgültig war, wer die Strafe erhielt, wenn nur sein

ver-

verleztes Eigenthumsrecht durch das Gesetz gerächt würde. So denken die Reichen! Vor kurzem entstund noch ein Prozeß, weil ein reicher Mann einen Unglücklichen wollte bestraft wissen, ohnerachtet er von seiner Unschuld überzeugt war. Seine Rede war: „Ich habe den wahren Thäter nicht aussindig machen können, der mich zu ermorden drohte, wenn ich nicht den und den Tag so viel Geld unter einen gewissen Baum niederlegte, aber er wird durch die Bestrafung dessen, den man für ihn hielt, abgeschreckt werden" ... Diesen Reichen könnte ich nennen. Ich begleitete die Marquise nach Hause, und als ich zurückkehrte, erblickte ich an der Ecke der Straße einen Kerl im grauen Mantel, der mich steif ansah, mir ins Gesichte lachte, und dann etwas zurücktrat. Ein zweyter, vermuthlich sein Kamerad trat gerade vor mich mit den Worten: „He! Freund, vor kurzem machten Sie eine poßierliche Figur!" und hiermit verließ er mich lachend. Ich hielt sie für die beyden

den Diebe, die vermuthlich es nicht der Mühe werth hielten, sich an mich zu machen. Schlechte Kleider thun zuweilen gute Dienste.

. . .

Den folgenden Tag gieng ich früh aus. An der Ecke der Andreasstraße sah ich einen Gassenjungen von eilf bis zwölf Jahren bey einer alten Krämerin hereingehen, um Käse zu kaufen, wozu er einen kleinen Teller mitbrachte, den er auf einen Haufen abgezählter Münze hinsezte. Die Alte wechselte eben, aber der Junge ließ ihr keine Ruhe, bis sie ihn abgefertigt hatte. Ein junges Mädchen der sie die Münze zuzählte, fand die Rechnung nicht richtig, und sogleich machte sich der Junge, nachdem er bezahlt, mit seinem Teller davon. Ich hatte bereits von ähnlichen Streichen gehört, und hielt den Jungen auf alle Fälle bey dem Arm fest. Anfangs widerstand er gar nicht, sondern machte nur die Geldstücken unter seinem Teller los, und schob sie sachte in seine Tasche. Als er damit fertig war, wollte

er

er durchaus fort, schrie und sträubte sich heftig, aber ich hielt ihn fest, und beobachtete unterdessen was bey der Alten im Laden vorgieng. Sie zankte sich mit dem Mädchen, das Geld sollte richtig seyn, und die Kleine behauptete, es fehlten daran zwey zwölf Solsstücke, ein sechs Solsstück u. s. w. Ich ließ sie eine Weile zanken, und dann schleppte ich den Jungen beym Arm in den Laden und sagte: „Hier ist euer Dieb! hier ist sein mit Pech beschmierter Teller, den er auf eure Münze gesezt hat; leert ihm die Taschen aus, so werdet ihr gewiß das Geld finden, was euch fehlt.“ Der Junge fing an aus vollem Halse zu schreyen, als wenn man ihn erwürgte, und das kleine Mädchen trat mich mit dem Fuß in die Seite. Ich sah daraus, daß sie einverstanden waren, und trat ihr in den Weg, worauf ich ihr und dem Jungen die Taschen untersuchte, und das Geld der Krämerin wiedergab. Eben kam ein Mann nebst einem Weibe herbey, und wollten den

Kindern

Kindern überhelfen, ich übergab sie aber alle viere einer eben vorbeygehenden Patrouille, und gieng mit zum Kommissair. Die Sache wurde untersucht, und den Eltern auferlegt, künftig über das Betragen ihrer Kinder zu wachen, widrigenfalls man sie dafür ansehen würde. Nachher erfuhr ich, daß der Junge und das Mädchen auf diese Art nach und nach einen Louisd'or gestohlen hatten.

Lob der Mönche und Geistlichen.

Ich gieng langsam und stille die Martinsstraße vor mich hin, als ich bemerkte, daß mir ein Betrunkener auf dem Fuß nachfolgte, der vermuthlich eben aufgewacht war, und mich wegen meinem Mantel für einen Mönch hielt. „Ist das auch Zeit zum Spazierengehen für einen Geistlichen, wo kommt er anders her, als aus dem Hurenhause!“ — Ich gieng immer weiter ohne zu antworten. „Wart! wart!“ sagte er, „mein Stock soll dir den Kitzel vertreiben.“ — Nun war es

Ernst, und ich nahm mich mehr in Acht. Nicht weit davon stund ein Mädchen in der Thüre, die mich gleichermaßen für einen Mönch hielt. Ich hatte oft gehört, daß dergleichen Nymphen die Geistlichen und Mönche gern bey sich einsperren lassen, und wollte mich von der Wahrheit überzeugen. So wie ich auf sie zugieng, trat sie immer tiefer ins Haus zurück, und ich folgte ihr nach. Der Betrunkene der mich hereingehen gesehen, kam mit Fluchen und Lärmen vor die Thüre, pochte, rief die Wache, und tobte, als wenn das allgemeine Wohl auf dem Spiel stünde. Ich war unterdessen bey dem Mädchen im Zimmer. Diese ließ mich in den Händen einer ihrer Kameradinnen, die sehr jung und ziemlich hübsch war, und verschwand bald nachher. Ich wartete eine Zeitlang, und wollte endlich fortgehen, als ich bemerkte, daß ich eingeschlossen war. So mußte ich harren bis gegen sechs Uhr des Morgens. Es war noch nicht Tag als der Kommissair mit seinem Gefolge hereintrat; das

Mädchen hatte mich in der Meynung, ich sey ein Geistlicher angegeben. Zum Glück kannte ich den Kommissair, und er frug mich lächelnd, was ich da machte? Ich erzählte ihm mein Abentheuer, und er wollte die beyden Mädchen ins Zuchthaus schicken: Ich widersezte mich, und versicherte ihm, daß die erstere ihre Pflicht gethan, und die andere sich gut und bescheiden mit mir betragen hätte. Man ließ sie also, und ich kam endlich nach Hause.

Rückerinnerungen der Vorzeit.

Es waren bereits beynah zwey und zwanzig Jahre verflossen, seitdem ich eine meiner ersten weiblichen Bekannten nicht wieder gesehen hatte. Heute begegnete sie mir nebst ihrem Manne und einer Tochter, die ihr sehr ähnlich, aber nicht so schön war, wie ihre Mutter vormals! Ich blieb stehn, um sie zu betrachten. Die Form des Gesichts bey der Mutter war noch immer angenehm, aber in ihren Zügen herrschte eine gewisse Härte, und alle Zartheit war verschwun-

denn

den. Wie reizend war sie nicht in dem Alter, das jezt ihre Tochter hatte! welch ein hinreissender sanfter Blick damals . . und jezt! . . die Tochter war bey weitem nicht das, sie hatte etwas hartes, mokantes in ihren Zůgen, ich fůhlte, daß sie nie so hinreissen wůrde, wie ihre Mutter, um derentwillen ein Mann vom Range seinen Stand, sein Vermőgen, und seine Familie vergaß. Warum ist er nicht hier? dacht ich bey mir selbst, und vertiefte mich in Betrachtungen. So ist also die Tochter jezt in demselben Alter, wo ich die Mutter gekannt hatte! Strom der Zeit! wie reissend strőmst du vorůber! und doch finden Menschen deinen Lauf so langsam, so schleppend, daß sie dich beym Spiel, mit Intriguen, niedrigen Unternehmungen, und allen Lastern verschwenden! Vielleicht bin ich unter vielen der einzige, der dich so schnell vorůbergehend findet, als du es fůr Sterbliche wirklich bist . . . . das sind nun die Reize die mich ehemals so hinrissen, daß ich in einem leidenschaftlichen

Augenblick vielleicht selbst die Ehre hintansezte. So wie sie jezt sind würden sie meine Ruhe nicht gestört haben ... hier sind sie in der Tochter nur wenig verändert, und doch thun sie nicht dieselbe Wirkung. Bin ich vielleicht zu alt! Schwerlich ist dies die Ursache, aber dem Mädchen fehlt ein Reiz, den die Mutter hatte, der Reiz der Unschuld ...

Indem ich noch da stand öffnete man die Thüre, und ich wurde von meiner alten Geliebten erkannt. „Ha!“ sagte sie zu ihrem Mann, „hier ist Herrr N***.“ Ich trat zu ihnen und grüßte sie freundlich. Die beyden Eheleute schienen einander noch zu lieben. Das Mädchen betrachtete mich mit Erstaunen, sie war von meinen vorigen Verhältnissen mit ihren Eltern unterrichtet, denn ich hatte die Heirath gestiftet. Sie wollte gefällig gegen mich seyn, und in ihrem Betragen herrschte eine Mischung von Satyre und angenommener Aufrichtigkeit, wodurch sie jedoch nur verschönert wurde. Sie hatte weit mehr Witz als ihre

Mut-

ter. Ich verweilte mich hier nicht lange, ohnerachtet die Bewegungsgründe warum ich ehemals dies Haus verlassen, nicht mehr vorhanden waren. Mir fiel ein den Abend dazu anzuwenden, noch einige andere alte Liebschaften zu besuchen, um zu sehen, in wiefern sie sich seit zwanzig Jahren verändert hätten.

Ein und achtzigste Nacht.

Fortsetzung der Rückerinnerungen.

Ich gieng nach dem Hause einer sehr schönen Dame, die sonst jedermann bewundert hatte. Meine Augen suchten sie mit Hülfe der Lichter, und ich fand sie nicht. Nur ein dickes Weib sah ich geschäftig hin- und hergehen, aber hier war nicht die mindeste Aehnlichkeit. Ich glaubte meine Schöne wäre durch eine andere Person ersezt, und gieng hinein, um nach Madame S** zu fragen; „Niemand kann Ihnen bessere Nachricht von ihr geben als ich," sagte das Weib. Sie lächel-

te und schien nur noch häßlicher. Endlich bot sie mir einen Stul an, und ich betrachtete sie aufmerksam. „Bin ich nicht sehr verändert?“ fing sie an. — „Ich staune Madame, wie Sie mit einem Unbekannten . . .“ „O! sind Sie nicht Herr R * *?“ „Allerdings.“ — „Nun, ich bin Madame S * *, und weiß die Zeit noch, wo Sie mein Liebhaber waren. Freylich werden Sie diese Rolle jezt nicht mehr zu übernehmen wünschen, aber ich wünschte doch immer meinen Freund wieder einmal zu sehen. Geben Sie mir ihn wieder, ich verdiente nie ihn zu verlieren.“ — Bey diesen Worten schien sie mir noch liebenswürdig, ich erkannte sie wieder an einem gewissen Blick, und küßte ihre Hände. Ich stieg auf und bat um Erlaubniß sie zu besuchen, sie willigte mit vieler Rührung ein, und ich eilte aus dem Hause weg.

Auf dem Boulevard hatte ich ehemals eine reizende Brunette gekannt, deren angenehmes Lächeln sonst die ganze Natur erheiterte.

terte. Diese fand ich mit vier Kindern umgeben, worunter ein Sohn von zwanzig, eine Tochter von siebzehn, und zwey jüngere Mädchen waren. Aber die Mutter . . . keine Spur der vorigen Schönheit, Runzeln waren an die Stelle der feinen Züge getreten, sie war mager, das Kinn hatte sich zugespitzt u. s. w. Mich hingegen fand sie wenig verändert. Sie empfing mich lächelnd, und sagte: „Ich bin nun eine alte Frau." Da sie immer sehr eingezogen und musterhaft gelebt hatte, so sagte ich ihr mit einem Winke auf ihre älteste Tochter: „Die Familienmutter altert nie, sondern verjüngt sich. Hier ist Ihr Ebenbild." — „Ach!" sagte sie, „Sie haben dem Frauenzimmer immer etwas angenehmes zu sagen, sie mögen alt oder jung, schön oder häßlich seyn. Sie rächen sich nicht für die Sprödigkeit."

Ihre Tochter gefiel mir, dennoch machte sie keinen Eindruck auf mich. Ich gieng nach einem andern Hause, wo ich ehemals eine

aufblühende Schönheit gekannt hatte. Sie war aufgewachsen, und stund in der Thüre sich auf den Arm ihres Bruders lehnend. Ich fand Sophien entzückend und fühlte eben das, was ich zwanzig Jahre vorher bey einem solchen Anblick gefühlt hatte.

Ich erzählte der Marquise die Anwendung meines Abends. Sie lächelte. „Wie! dacht ich, nach zwanzig Jahren wird dieses himmlische Lächeln dem der Madame S** gleich seyn? Nein unmöglich!“ — „Woran denken Sie?“ frug die Marquise. Ich sagte die reine Wahrheit, und Sie .. lächelte abermals, holte ein Portait ihrer Mutter im vierzigsten Jahre hervor, und wies mirs mit den Worten: „So werde ich einst aussehen“ ...

Nun bekam ich Lust eine andere Bekanntschaft zu besuchen. Es war ein Mädchen von dem feinsten zartesten Bau, die ich vormals oft gesprochen hatte. Wirklich stand sie in der Thüre, aber mein Mantel erschreckte sie, und sie schlug sie mir vor der Nase zu. Ich drückte

mich

mich an die Wand, in Erwartung, daß sie bald wieder öffnen würde, und dies geschah nach einer kleinen Weile. Nun trat ich hastig vor, so, daß sie nicht Zeit hatte zu entfliehen, und sie erkannte mich. „Ach! wie haben Sie mich erschreckt!“ — „Wie Sie sind es? kaum konnte ich es glauben, ach! wo ist Ihr schöner Wuchs, Ihre herrliche Figur hin? Sie haben sehr verloren.“ — „Ja, in der Nähe, aber von Ferne hält man mich noch immer für schön.“ — „Man sagte mir, daß Sie beynah die ganze Nacht unter Ihrer Thüre stünden.“ — „Das muß ich wohl; des Tags über kömmt niemand zu mir, des Abends aber nehm ich die Spieler und Familiensöhne auf, die nicht in ihre Häuser können, zuweilen auch Beutelschneider und Spitzbuben, denn die Polizey ist so streng.“ — „Arme Flora, was für ein Leben!“ — „Ja! wenn ich wieder von neuem anfangen könnte?“ — „Aber Sie sind ja so stark, daß Sie Ihre ganze Thüre ausfüllen.“ — Sie trat heraus, um sich

zu zeigen, und ich erschrack. Sie bat mich sie als Gouvernante unterzubringen, und einige Zeit nachher fand ich Gelegenheit ihren Wunsch zu erfüllen.

Der Aufpasser.

Ich machte einen Umweg durch die Vorstadt Saint Germain, und bemerkte im Gehen etwas, was sich unter dem Obdach eines Ladens bewegte und schnaufte. Ich blieb stehen . . „Fort!“ rief man mir, „und verweilt euch nicht.“ Ich überlegte was ich thun wollte, denn ich sah eben keine Nothwendigkeit einem einzelnen Menschen zu gehorchen. Ich trat also unter ein großes Thor. „Fort!“ schrie der Kerl abermals, „geh deiner Wege!“ — „Pack dich selbst fort,“ schrie ich, „ich bleibe hier.“ Nun kam er gerade auf mich zu. „Herr!“ sagte ich, „hier sind zwey Pistolen, es ist also nicht rathsam, sich mir zu sehr zu nähern.“ Er blieb stehen. „Wenn Sie hier nichts zu thun haben, so

gehen

gehen Sie fort. Ich habe den Auftrag die Gänge eines verdächtigen Mannes zu beobachten.“ — „Wenn es Nutzen bringen kann, so will ich Ihnen weichen, aber ich werde Sie beobachten.“ Ich entfernte mich und wartete bis zum Anbruch des Tages, ohne etwas zu sehen.

Zwey und achtzigste Nacht.

Die Bäder.

Die heiße Jahrszeit war vorhanden, die Badekähne ausgerüstet, und die Hitze des Tages lockte den Abend eine Menge Menschen an den Fluß, weil man alsdenn freyer ist, und eine gewisse Schamhaftigkeit das weibliche Geschlecht verhinderte, am Tage dahin zu gehen. Ich spazierte da umher, um die Einrichtung der Bäder zu betrachten, und sah, daß durchgängig die Bäder der Weibspersonen über denen der Männer angebracht waren. Ich gieng weiter und fand an dem einen

nen Badehause einen großen Zettel mit der Aufschrift: Bad der öffentlichen und Privat-Damen. Ich stuzte über diese Zweydeutigkeit der Sprache, wovon ich mehrere Beyspiele auf öffentlichen Zetteln gesehn hatte. Die Aufschrift des Bades für Mannspersonen war richtig und natürlich. Ich gieng weiter, und fand eine Menge Knaben, Lehrjungen u. s. w. die sich in dem Fluß unter kleinen Hütten badeten. Fünf bis sechs solche Hütten machten die öffentlichen Bäder von Paris aus! Aber es kömmt daher, weil sich beynah niemand badet, oder wer es noch thut, thut es nicht über ein- zweymal des Sommers, das heißt des Jahrs. Indem ich noch darüber nachdachte, und den Gebrauch der Bäder allgemeiner wünschte, hörte ich einen Lärm an der linken Seite des Flusses. Es waren Kinder, die sich gebadet hatten und verjagt wurden. Es war verboten, daß sie sich an dem seichtesten Ort des Wassers, wo gar keine Gefahr war, waschen sollten, dagegen hatte man ihnen eine

andere Stelle in einen Winkel angewiesen, wo sie niemand sehen, und sie allen Unfug treiben konnten. Ich ärgerte mich über solchen Befehl, und die Ursache, die mir die Wache gab, war, daß die Kinder des Tags dahin kämen, und es wider die Sittsamkeit wäre, so etwas zu dulden. „Unsittlich!“ rief ich, „daß Kinder sich an einer offnen Stelle waschen, wo das Wasser nur zwey Fuß tief ist! Wahrlich ich begreife nichts von der Sittsamkeit unsers verdorbenen Jahrhunderts! Bald wird man auch den Ammen verbieten, den kleinen Knaben das Hemd anzulegen, und die Wehemütter werden das Geschlecht des Kindes nicht mehr sagen dürfen. Welche Unmoralität, wenn einige kleine Mädchen sie von weitem sehen, wenn alte Waschweiber sie nackend erblicken!“ Indem ich noch mit dem Unteroffizier sprach, entwischten die Kinder alle. Einer seiner Soldaten machte ihm den Vorwurf, warum er mich angehört hätte, er gebot ihm aber zu schweigen. Ich gieng weiter und vernahm

nahm auf der Mitte der Marienbrücke das Geschwätz der Weiber in ihrem Bade. Ich lehnte mich auf das Geländer, um etwas zu unterscheiden, aber es war nicht möglich, weil die Stimmen sich durchkreuzten. Doch hörte ich mit unter einige lustige Einfälle. Ich schämte mich näher zu treten, um deutlicher zu hören, ohnerachtet ich nichts hätte sehen können. Ich wartete also bis sie herauskamen, auf das Geländer gelehnt, so daß ich die Reden derjenigen hören konnte, welche die Treppe heraufkamen. Die mehrsten Mädchen waren von ihrer Mutter, von einer Tante, einer Nachbarin, oder einer Aufseherin begleitet, dies merkte ich an den Reden so geführt wurden. Endlich erschienen zwey Mädchen, welche ganz allein heraufkamen. „Diesmal kamen Sie glücklich davon, aber künftig sollen Sie sich nicht wieder so wagen.“ — „Schöne Sophie! was für Gefahr kann da seyn, wo Ihre Reize wirken!“ — „Genug, es war nicht hübsch, und dann haben Sie mich über-

überrascht, so daß ich Sie beynah verrathen hätte, bevor ich Sie kannte . . ." „Sie sind also ganz allein gekommen?" — „Freylich, und niemand weiß etwas von meiner Entwischung. Dies war das einzige Mittel Sie allein zu sprechen. — Aber meine Tante kömmt nicht," fuhr das Mädchen fort, „ich will sie hier erwarten, Sie sagten ja, Sie wohnten ganz nahe hier, gehn Sie doch nun fort." — „Dazu ist noch Zeit, wenn sie erst kömmt." — „Ach! sie weiß nicht daß ich weggegangen bin, da ruft sie mich . . Adieu." Der junge Mensch stieg vollends die Treppen herauf, und als er bey mir war, sagte ich: „Ich habe Ihnen zugehört mein Herr, und werde mit der Tante darüber sprechen." — „Was will der Kerl da!" — „Sachte! sachte! Sie vergessen ja, daß Sie ein Mädchen vorstellen wollen . . ." Er wurde gelinder, und bat mich nichts zu sagen. Ich versprach es ihm um des Mädchens willen, warnte ihn aber wegen der Zukunft, und er gieng weg.

Ich

Ich erwartete die Damen und folgte ihnen, um ihre Wohnung zu erfahren. Die Tante gieng hinein, das Mädchen aber blieb einen Augenblick an der Thüre, vermuthlich um zu sehen, ob der junge Mensch nachgefolgt wäre.

Kindliche Thränen.

An der Brücke la Tournelle begegnete ich einer Lohnkutsche, worinn zwey Soldaten saßen, die einen ältlichen Mann nach dem Gefängniß der Galeeren brachten. Ein junger in seinen Schmerz tief versunkener Mensch folgte dem Wagen nach. Ich gieng hinter ihm drein. An der Thüre des Gefängnisses stieg der Gefangene aus, und der junge Mensch drängte sich herzu, um ihm die Hand zu küssen. „Wer ist der Alte dem Sie hier die Hand küßten?“ frug ich.— „Ach! es ist mein Vater!“ Kaum konnte ich mich selbst der Thränen enthalten; ich gab dem Sohn einen Louisd'or, und dieser reichte ihn in demselben Augenblick seinem Vater. Da er ihm nicht weiter folgen

durfte,

durfte, so blieb er bey mir, und bezeugte mir seinen herzlichen Dank. „Was hat denn Ihr Vater verbrochen? er hat Sie gut erzogen; wie konnte es so weit mit ihm kommen?“ — „Durch den Luxus unsers Hauses, den er aus Furcht uns zu betrüben nicht einschränken wollte. Er hat Kapitalien, die ihm blos anvertraut waren, in die Lotterie gesezt, und verloren; er hat sich ersäuft, indem er sich retten wollte, und nun kommen die traurigen Folgen.“ Ich seufzte über das Schicksal des Mannes, frug nach seiner Wohnung, und sann auf Mittel ihn zu retten. Ich eilte zur Marquise, sie wandte alles an, um ihn zu retten, aber umsonst . . . Man mußte ein Exempel statuiren, um den jezt so vielfältigen Veruntreuungen zu steuern. Dem Sohn aber half sie, und unterstüzte ihn so, daß er jezt wieder in den besten Umständen lebt.

Nächtliche Aufhebungen.

Warum wählt man die Nacht zur Einziehung der Verbrecher? Der Regent ist ein

Vater der züchtigt, nicht aber ein Barbar der schreckt und zu Boden schlägt. Volksaufruhr ist der einzige Fall wo es erlaubt ist, des Nachts und in der Stille aufzuheben, in jedem andern Fall aber suchen die Großen und Subalternen dadurch nur ihre Ungerechtigkeiten oder Bedrückungen zu verbergen. Ich begegnete heute einem Wagen, der ganz langsam und still daher fuhr, nur zuweilen ließ sich ein dumpfes Geschrey hören. Es war ein Weib, welches nach dem Zuchthause gebracht wurde. Ihr Verbrechen war mir unbekannt, aber in der Folge erfuhr ich es.

Diese Unglückliche hatte bereits vor ihrer Heirath einen Geliebten, und beweinte täglich ihre Verbindung mit einem Mann den sie verabscheute, und der sie aus bloßem Eigennutz geheirathet hatte. Dennoch vermied sie den jungen Menschen zu sehen und zu sprechen, bis sie sich von ungefähr in einem dritten Hause antrafen. Von diesem Augenblick an schrieben sie sich, und ihre Feder verrieth

zu deutlich die Meynung ihres Herzens. Ein Bedienter von der einen, und ein Kammermädchen von der andern Seite, glaubten etwas dabey zu gewinnen, wenn sie ihre Herrschaft verriethen. Alle Briefe bekam der Mann zu sehen, bevor sie bestellt wurden. Dieser ließ die Schrift der ausdruckvollsten nachmahlen, übersandte nur die Kopien, und behielt die Originale vor sich. Endlich kam einer dessen dunkler Ausdruck zu verrathen schien, daß man seinen Tod wünschte. Er vergiftete ihn durch eine falsche Interpunktion, und veränderte sogar einige Worte in der Kopie. Mit diesem verfälschten Dokument wirkte er einen Befehl gegen seine Frau aus, welche so eben ins Zuchthaus gebracht wurde.

Ich hatte mich muthlos und niedergeschlagen von dem ersten Wagen entfernt, als ein zweyter mit demselben Gefolg auf mich zukam. Dies war der junge Mensch, wie ich nachher erfahren. Glücklicherweise gaben beyde Unglückliche bey dem Verhör ihren Briefen

dieselbe Auslegung, ohne einander gesehn zu haben, und bewiesen die Verfälschung ihrer Briefe durch den Mann. Die Frau blieb jedoch ihrer Freyheit beraubt, nur wurde ihr ein schicklicheres Gefängniß angewiesen. Der junge Mensch wurde in Freyheit gesezt, nachdem er vorher bewiesen, daß der Mann seine Heirath nur durch List und Kunstgriffe hintertrieben hatte. Man erwartete nun, daß er den Mann herausfordern würde, statt dessen entfernte er sich sogar aus der Hauptstadt, und nährte die Hoffnung, dereinst seine Geliebte als Wittwe heirathen zu können. Lezteres geschah wirklich nach Verlauf von dreyzehn Jahren.

Drey und achtzigste Nacht.

Die hohen Absätze.

Es war heute ein schöner heiterer Winterabend, die Straßen waren durch den Frost sauber und trocken geworden, so daß ich Lust

bekam

bekam umher zu spazieren. In der Ludwigsstraße sah ich ein schönes herrlich gewachsenes Weib aus einem großen Hause herauskommen. Ein junger Herr gab ihr den Arm, und sie giengen während der Wagen hinter ihnen drein fuhr. „Wie können Sie," sagte der Herr, „mit so hohen Absätzen gehen?" — „Entweder ich stütze mich auf meinen Begleiter, oder ich gehe langsam, wie es einem Frauenzimmer zukömmt. Bey niedrigen Absätzen würde ich glauben Mannsschuhe anzuhaben. Ich sah einst im Palais-royal eine sonst sehr schöne Person, die aber wegen niedriger Schuhe vollkommen das Ansehn eines Zwergs hatte, seitdem mag ich nichts mehr von niedrigen Schuhen hören; überdies machen sie den Fuß plump und unangenehm." Nun wagte ich es mich zu nähern, und sagte: „Madame haben wohl Recht, sehen Sie einmal diesen edlen reizvollen Gang, diesen majestätischen Anstand, der blos von einer zwey bis dreyfingerhohen Erhöhung herrührt." —

Wahrscheinlich erwies man mir die Ehre, mich für einen Spitzbuben zu halten, denn der Herr verließ sogleich den Arm der Dame, zog den Degen, und näherte sich wieder dem Wagen. Unterdessen gieng die Dame allein, und nie sah ich soviel Anmuth und Grazie vereinigt. Ich fuhr unterdessen fort. „Alles bey dem Frauenzimmer muß ihrem Geschlecht angemessen seyn, Kleidung, Kopfputz, und Fußbekleidung, vorzüglich aber muß leztere um so mehr hervorstechen, da sie an sich selbst der weniger angenehmste Theil der Kleidung ist. Es ist für die Sitten, und für das Frauenzimmer selbst sehr wichtig, daß ihre Kleidung mit der unsrigen absteche, denn sie würden durch Annäherung zur unsrigen zu viel verlieren.“ — „Sind Sie nicht“ sagte hier die Dame, „die Nachteule der Marquise M**?“ — „Ja, ich bin es.“ — „Ha! mein Herr, er ist nicht gefährlich, kommen Sie!“ — Der Herr kam zurück, und die Dame reichte mir die Hand, die ich küßte, und mich empfahl.

Der verträgliche Spieler.

Ich fing an die Kaffeehäuser und Billards wieder zu besuchen, die ich einige Jahre gänzlich verlassen hatte. Ich wählte eines wo es noch so ziemlich ehrlich hergieng, weil der Herr kein Gauner, und die Marqueurs keine Betrüger waren. Den ersten Abend traf ich von ungefähr einen jungen Mahler daselbst an, der eben im Wetten begriffen war. Er war allein, ohne Komplot, und schien freywillig zu handeln. Wir sprachen eine Weile. „Das sind zwey ehrliche Spieler," sagte er, „denen kann ich trauen, aber andere verbergen immer das ihrige, so, daß man nie mit ihnen sicher ist." Er schwieg und war ganz Aufmerksamkeit auf die Partie. — „Das war ein großer Fehler" — „ein schlechter Stoß, und niemand sagt etwas. —" Die Partie wurde geendigt und der Mahler gewann seine Wette. Man bot ihm selbst eine Partie an, und er fing an zu spielen. Nie sah ich mit solcher Kaltblütigkeit und Ruhe spielen, nichts konnte ihn

zerstreuen, alle seine Stöße waren überlegt und berechnet, und die Partie ein Ganzes, wovon der erste Stoß sich auf den lezten bezog, so wie bey einer Partie Schach oder Dame. Ueberhaupt besaß er die wahre Wissenschaft des Spiels, und gewann gegen einen sehr guten Spieler. Einige Kenner bewunderten ihn, und ich war entzückt, doch hätte ich lieber den Pinsel in seiner Hand gesehen. Seine Gegenpartie war ein mürrischer Haushofmeister. Ich erkundigte mich näher nach dem Mahler, und hörte von einem geschwätzigen Nachbar, daß er sich im Spiel bereits zwölfhundert Livres Einkünfte erworben hätte, weil er mit äußerster Vorsicht und Gelassenheit spiele, und immer drey Partien von fünfen gewinne. Seit kurzem habe er sich verheirathet, und suche nun auch seiner Frau zwölfhundert Livres Einkünfte zu verschaffen, daher er des Morgens mahle, und des Abends spiele. Mir gefiel diese Lebensart einer Seits, doch wünschte ich immer, daß er sein Glück nicht dem Spiel anvertrauen möge.

Als ich von dem Kaffeehause weggieng, begegnete ich auf der Heinrichsbrücke einen schön gewachsenen jungen Mann, welcher schnell vor sich hin gieng. Ich trat ihm in den Weg, und frug, woher er so spät käme, vielleicht vom Spiel? „Nein, sagte er, ich habe zum Modell gedient. Verlassen und ohne alle Hülfsmittel, mit einer Frau und zwey Kindern, wußte' ich nicht wie ich mein Leben fristen sollte, als ich zum Glück mit einem Mahler bekannt wurde. Ich bot mich zum Farbenreiben an, er betrachtete mich vom Kopf bis zu Fuß, und mußte mich wohlgewachsen finden, weil er mir nachher anbot einer Gesellschaft unger Lernenden zum Modell zu dienen. Jeder von diesen jungen Leuten läßt mich vor sich treten, damit jeder den Theil der ihm aufgegeben ist, zeichnen kann. Man bezahlt mir für die Stunde zwölf Sols, und so bringe ich es des Tags auf fünf bis sechs Livres.

Das Neujahrgeschenk und die Friseurs.

Es war gerade Neujahrstag, als ich Gelegenheit fand auf dem Kaffeehause eine neue Beobachtung zu machen. Ich staunte anfangs, nichts als Friseurs daselbst zu finden, welche ihr Neujahrsgeschenke erhalten hatten. Diese Leute gewinnen sehr wenig, so, daß wenn sie einmal ein bis zwey Louisd'or in der Tasche haben, sie sich für einen Krösus halten, und unerschöpfliche Reichthümer zu besitzen glauben. Noch wußte ich nicht, ob sie kamen, um durch das Spiel ihr Vermögen zu verdoppeln, oder blos um sich lustig zu machen, und den Tag zu genießen, denn alle diese Leute, welche das Jahr über die mürrische Laune ihrer Herren und Frauen ertragen haben, kennen, nach Neujahr keinen Zwang mehr, und schwärmen haufenweise umher. Es ist zwar eine vortrefliche Einrichtung bey diesen Leuten eingeführt, die bey allen Professionen und Handwerkern statt finden sollte,

daß

daß nämlich die Altgesellen das Recht haben, die andern so ohne Kondition herumlaufen, einziehen lassen zu können, aber diesmal sezten sie sich über alle Gefahr weg. So wie sie hereintraten, verbreitete sich Freude und Erwartung auf den Gesichtern aller Spieler, und jeder schickte sich zum Spiel oder zur Wette an. Aber die Friseurs die mit allen Leuten umgehen, waren zu klug, um sich einzulassen, spielten blos unter sich, und gewannen einander das Geld ab, ohne daß die Spieler einen Heller davon sahen. Endlich aber und nachdem zwey oder drey der abgefeimtesten ihre Kameraden ausgebeutelt hatten, dünkten sie sich Helden, und wagten sich mit den Spielern einzulassen. Nun glänzte Freude und Hoffnung wieder auf allen Gesichtern, und jeder spannte seine Aufmerksamkeit und alle Kräfte an. Man bekümmerte sich wenig, Leute zu schonen, deren Beutel leicht zu erschöpfen war, und wo man keine Verantwortung zu befürchten hatte. Sie wurden ohne Barmherzig-

herzigkeit rein ausgeplündert, und endlich wäre es noch gar zum Streit gekommen, aber die Friseurs gaben nach, weil sie wußten, daß wenn die Wache käme, sie in das Gefängniß müßten, bloß weil sie ohne Kondition herumliefen. Sie giengen also weg, ohne einmal ein Abendbrod bezahlen zu können. Die so anfangs an ihre Kameraden verloren hatten, lachten nun diese wieder aus, daß sie ihrer Seits so vollkommen rasirt wären, und ich that ein Gleiches, als wir eben die Patrouille zu Pferd kommen hörten. Die Spieler zitterten und wollten mich mit den Augen verschlingen, aber der Lärm der Pferde vor der Thüre hielt sie in Schranken. Ich gieng ungehindert weg, ohne der Wache etwas zu sagen, begnügte mich mit meiner persönlichen Sicherheit, und eilte zur Marquise.

Auf dem Rückwege kam ich eben zu einer Aufhebung der Friseursgesellen; man holte sie aus ihren Wohnungen, um sie nach den nächstgelegenen Gefängnissen zu bringen. Diese

nächt-

nächtliche Polizeyverrichtung, die unter jeden andern Umständen so fürchterlich ist, war hier höchst rechtmäßig und lustig mit anzusehen.

Vier und achtzigste Nacht.

Das Billard der Bettler.

Ich gieng bey Zeiten aus, und traf einen Kerl mit einem Sack Bücher an, der einem weißgekleideten Frauenzimmer auf dem Fuß nachfolgte, und sie, ohne daß sie es bemerkte, in einem fort mit Koth warf. Mir schien dies höchst sonderbar, und ich beobachtete den Kerl bis zu dem Hause der Dame. Von da gieng er zu einem Buchhändler, kaufte einige Bücher und steckte sie in seinen Sack. An der Michaelisbrücke trat ich ihm endlich unter das Gesicht, und frug warum er die Dame mit Koth geworfen hätte? Er läugnete. Ich sagte, daß ich es selbst gesehen hätte, und nachdem er mir mein Ehrenwort abgefordert, ihn nicht zu verrathen, fing er an: „Nun ja ich

ich hab es gethan, weil ich darüber aufgebracht bin, daß sonst brave Leute ihre Tochter dem Sohn eines betrügerischen Bankrotiers geben konnten, der seine Gläubiger um alles betrogen. Ich wollte der jungen Dame zeigen, daß sie sich durch eine solche Verbindung mit Koth beschmizt hätte.“ Ich stund staunend da und wußte selbst nicht was ich ihm erwiedern sollte, ohnerachtet ich wohl wußte, daß es ihm nicht zukäme, ihr eine solche Lehre zu geben. Nach einigem Stillschweigen fing er wieder an: „Ich habe mir doch noch einen Vorwurf zu machen, aber der betrift Sie selbst . . .“ „Mich! nun so verzeih ich Ihnen,“ und so verließ ich ihn. Einen Augenblick nachher trieb mich die Neugierde an, zu wissen, worinn dieser Vorwurf bestände, ich folgte ihm nach, konnte ihn aber erst bey dem Kaffeehause der Bettler erreichen. Ich trat hinein, um meinen Helden im Stillen zu beobachten, und ließ es mir gefallen die groben ansteckenden Ausdünstungen einer Menge niedri-

gen

gen Volks einzuathmen, welches sich der Nahrung und selbst der Kleidung beraubte, um den kleinen Gewinnst des Tages auf hinterlistige Wetten zu verwenden, bey welchen sie ohnedies betrogen wurden. Dies Billard war das einzige in seiner Art, kein Bürger war da zu finden, es war der Sammelplatz aller Spitzbuben, Beutelschneider, Thürsteher, Hausknechte u. s. w. die hieher kamen um einander auszuziehen. Ein wahres Bild der Hölle! Hier verbarg sich keine grobe Leidenschaft, und die Menschen-Natur erschien hier in ihrer ganzen Abscheulichkeit. Schwüre, Flüche, Zoten, Vermessungen, alles was die Sprache von niedrigen Ausdrücken nur liefern konnte, war hier zu hören. Mein Büchertrödler war mit den Hauptspitzbuben einverstanden, spielte, verlor und gewann abwechselnd, bis er endlich durch Betrug eine Wette gewann, und sich mit seinem Sack wieder davon schlich.

Ich untersuchte nun das sogenannte kleinere Billard, wo lauter junge Bursche spiel-

ten, die hier ihre Lehrjahre in dem Betrug aushielten. Dies Billard war nur zur Hälfte erleuchtet, und die Partie kostete nur halb so viel als auf dem großen. Die Spieler wagten sechs bis zwölf Sols höchstens, aber es fanden sich darunter so geschickte und listige, die es mit dem erfahrensten Spieler aufnehmen konnten. Einige von ihnen machten zuweilen Exkursionen auf andere Billards, und fanden da manchen Bürgerssohn, den sie auszogen; dagegen mußten sie ihrem Wirth für Schutz und Vertheidigung eine bestimmte Abgabe bezahlen. Oft wenn sie Beute gemacht hatten, nöthigte sie einer der Aeltern mit ihm zu spielen, und nahmen ihnen ihren Reichthum wieder ab. Ich gieng aufgebracht über diese Niederträchtigkeiten weg, und erzählte alles der Marquise. Sie sprach darüber mit einem vornehmen Mann, aber ihre Vorstellungen blieben ohne Erfolg.

Das weibliche Modell.

Ich befand mich gegen drey Uhr des Morgens auf der Heinrichsbrücke, und erblickte ein schönes schlankes Weib an dem Arm eines Mannes vor mir hergehen. Ich gieng mit den Worten auf sie zu, daß sie vermuthlich durch einen unangenehmen Zufall sich um diese Zeit auf der Straße befänden, und bot meine Dienste an. Der Mann dankte mir mit einem edlen Anstand, und schien erstaunt über meine Anrede. Ich sagte, dies wäre so meine Gewohnheit, ich wäre alle Nachte in den Straßen, und fände zuweilen Gelegenheit nützlich zu seyn. Er frug mit was ich mich beschäftigte. Ich sagte, ich suchte jeden Misbrauch und andere Ereignisse zu entdecken, und erzählte es nachher jemand der zuweilen Mittel fände dem Uebel abzuhelfen. Er hatte mich in einem fort gefragt, und nun war die Reihe an mir. Ich frug also, wo sie um diese Stunde noch herkämen. „Aus einem Hause," war die Antwort, „wo meine Frau, die Sie hier

sehen, einer alten Dame so lange vorliest, bis sie einschläft.“ — „Wir haben also nicht ganz einerley Beschäftigung, denn ich lese auch vor, aber immer meine eigene Arbeit.“ Sie frug mich, wer ich wäre? Ich sagte es, und kaum hatte ich meinen Namen genannt, als sie ihres Mannes Arm verließ, den meinigen nahm, und folgendermaßen anfing: „Ich hintergehe diesen rechtschaffnen Mann, aber doch bin ich nicht strafbar, eben so wenig schuldig, nicht einmal unvorsichtig. Wir haben uns in der Provinz geheirathet, und sind von gleichem Stande, aus adelicher Familie. Mein Mann machte mich glücklich, und unsre Verbindung erhielt allgemeinen Beyfall, aber durch den sonderbarsten aller Zufälle, kam sein älterer Bruder, der nach Indien gegangen, und den wir für todt gehalten hatten, zurück, und nahm uns das ganze Vermögen weg. Er hatte allerdings ein Recht dazu, aber er wußte es grausam geltend zu machen . . weil Eifersucht mitwirkte. Wir kamen nun

nach

nach Paris, um Hülfe zu suchen, und fanden keine. Unsere Noth war so groß, daß wir uns entschlossen für andere Leute zu waschen. Ich wusch zu Hause, und mein Mann trug nachher die Wäsche herum. Ich fühlte jedoch, daß ich dies nicht lange aushalten würde. Eines Tags, als ich einige Wäsche bey Herrn Boucher brachte, sah er mich und schlug mir vor ihm und seinen Schülern zum Modell —zu dienen. Er bot mir für den Tag viermal mehr an, als ich durch Waschen verdienen konnte, und so sah ich Mittel auch meinen Mann seinem elenden Zustand zu entreissen, welcher nebenher noch Wasser tragen mußte. Ich nahm also seinen Vorschlag an, und wir verabredeten, daß ich mich für die Vorleserin einer alten Dame ausgeben sollte, die dicht neben dem Mahler wohnt. Dies ist meine Geschichte. Ich werde von den jungen Leuten wenig beunruhigt, indem Herr Boucher sie äußerst in den Schranken hält, aber doch . . .“

Ohne meine Antwort zu erwarten, faßte sie wieder den Arm ihres Mannes, und ich begleitete sie bis an ihre Thüre, indem ich ihr zuflüsterte: „ich werde Sie nicht vergessen.“ —

Die Ertappte.

Indem ich wieder nach der Brücke zurückkehren wollte, um die beyden gestrigen Personen wieder anzutreffen, hörte ich ein heftiges Schreyen in einem Hause der Straße Saint Germain. Zugleich wurden die Fensterscheiben eingeschlagen, und ich sah die Arme zweyer Mannspersonen herausragen. In eben dem Augenblick gieng die Thüre auf, und ich erblickte ein Weib halbnackend, mit zerrissenen Haaren, und blutend herausspringen. Ich sprang gleich zu und bot ihr meinen Schutz an. „Machen Sie aus mir was Sie wollen,“ sagte sie, „ich bin doch verloren.“ Ich frug sie aus, während daß wir weiter giengen, denn sie floh, und sprach wenig. Als wir aber in meinem Logis ankamen, wo sie gebe-

ten hatte hingeführt zu werden, sah ich eine sehr schöne weibliche Figur vor mir, die ich mich erinerte sonst wo gesehn zu haben. Sie gestund selbst, daß sie schuldig wäre, daß sie sich von ihrem Geliebten hätte bereden lassen, und ihm einen nächtlichen Besuch verstattet habe. Der Mann, der vermuthlich durch die Nachbarn davon unterrichtet worden, sey zwey Tage früher zurückgekommen, als man ihn erwartete, und hätte sie beyde . . . im Bete angetroffen. Sie wär in der äußersten Unordnung, ohne Strümpfe und Schuh, und blos mit einem dünnen Röckchen bedeckt. Da sie starr gefroren war, so ließ ich sie mein Bett einnehmen, zündete Feuer an, um Backsteine zu erheizen, und erwärmte so ihre Hände und Füße. Hierauf legte ich mich im Nebenzimmer nieder.

Ich hatte etwa zwey Stunden geschlafen, als ich durch einen heftigen Lärm an der Thüre erweckt wurde. Meine Nachbarin zitterte vor Angst. Ich stieg auf, und kleidete mich vollständig an, bevor ich öffnete, und sah als-

 denn

denn durch eine kleine Oeffnung der Thüre, wer da wär. Ich sah eine Weibsperson, und sogleich öffnete ich ohne alle Furcht. Es war das junge Mädchen so unter mir wohnte, und welches die Nacht den Lärm in meiner Stube gehört, mich krank oder ermordet glaubte. Nun kam sie am Morgen zu sehen, was vorgegangen wäre, weil sie in der Nacht nicht gewagt hatte, heraufzukommen, oder nur ihre Thüre zu öffnen. Ich wies ihr meine Gesellschafterin, ohne weiter mich zu erklären, und bat sie ihr Kleider zu borgen, damit ich sie wohin begleiten könnte. Das Mädchen nahm sie mit auf ihre Stube, und gab alles mit dem größten Vergnügen her. Sie hing sehr an mir, weil ich einst in einer Gewitternacht aufgestanden war, um sie wegen dem Schrecken von dem Blitz zu beruhigen. Es kommt hier wenig darauf an, wer sie war. Sie hatte einen Pathen der für sie sorgte, und für dessen natürliche Tochter man sie hielt. Uebrigens war es die liebevollste Seele, die ich je gekannt habe.

habe. Die beyden Frauenzimmer gewannen einander lieb, und als ich des Abends davon sprach, die eine nach dem Hause der Marquise zu führen, so baten mich beyde sie beysammen zu lassen. Der Pathe kam dazu und willigte ein, um seiner Pflegetochter Gesellschaft zu verschaffen.

Fünf und achtzigste Nacht.

Das Kaffeehaus.

Ich hatte also diesen Abend ganz frey, und spazierte umher, als ich einen jungen Buchhändler von meiner Bekanntschaft, an der Thüre eines Kaffeehauses erblickte. Er winkte mir, und lud mich ein mit einzutreten, ohnerachtet nur bekannte Personen aufgenommen würden. So gieng er vor mir weg, und stellte mich vor. Die Dame des Hauses war ein schönes Weib von etwa vier und zwanzig Jahren, und hatte zur Gesellschaft eine Tochter ihres Mannes, welche ohngefähr sechszehn

Jahr alt schien. Beyde lebten wie zween Schwestern miteinander, und die ältere hatte die Absicht, ihrer jungen Freundin eine vortheilhafte Partie zu verschaffen. Die Dame spielte eben Billard mit einer unbeschreiblichen Grazie, und ihre Partie war ein Mann vom Stande. Die gegenseitige Gefälligkeit, die Achtung die man sich erwies, das feine Spiel, und die Heiterkeit der Gesellschaft gewährte mir hier den angenehmsten Anblick. Indem ich noch bewundernd da stand, steckte ein hübsches junges Mädchen den Kopf zur Saalthüre herein: „Komm Liebe! sieh mich spielen," sagte die Dame. Das Mädchen kam verschämt und erröthend herein, und sezte sich zwischen zwey jungen Herren gerade vor mir nieder. Man sagte ihr viel Schmeichelhaftes, und sie erwiederte es mit der größten Bescheidenheit. Ich lächelte zu einem feinen Ausdruck, der ihr entwischte, und sie drehte sich gegen mir um, und erwiederte ein kleines Kompliment das ich ihr machte, mit einer artigen

tigen Verbeugung. Ich hatte die Augen bey dem Spiel, und ohnerachtet das Billard der Schönheit nicht sehr günstig ist, so sah ich doch nie so sittsam wollüstige Stellungen als die, so die Dame annahm. Freylich kleidet alles, wenn man lauter Vollkommenheiten zu zeigen hat, und dies war hier der Fall. Nach geendigter Partie kam sie auf Aglae zu und küßte sie herzlich. Einer der jungen Herren schlug vor eine Partie mit Aglae zu spielen: „Sie spielt sehr gut!“ sagte die Dame, „aber sie ist noch Mädchen, und spielt weder Billard noch Ball als mit mir allein, und dann ist weder mein Mann, noch der Marqueur gegenwärtig. Ist sie erst verheirathet, dann mag sie spielen, vor jezt aber ist es nicht schicklich.“ Der junge Mensch biß sich in die Zunge, und spielte eine einzige Partie mit der Dame, die er verlor. Allein man sah an der Verwegenheit seines Spiels, daß er verlieren wollte. — Ich gieng weg, und begleitete das gestrige Paar zur Marquise.

Als ich wieder nach Hause kam, fand ich meine beyden Damen, die mich erwarteten. Sie wollten mir Feuer anmachen, mich bedienen. Ich dankte Ihnen, indem ich sagte, ich wäre stolz darauf mir in allem selbst genug zu seyn.

Aglae.

Ich hatte mich gestern bey der schönen Spielerin so gut unterhalten, daß ich heute wieder dahin gieng. Als ich eintrat, spielte niemand, die Dame war nebst Aglae und den beyden jungen Herren von gestern im Saal, und ich blieb unterdessen im Billardzimmer. Die Thüre des Saals war offen, die Dame erblickte mich, und eben als sie eine Partie anfangen wollte, kam sie auf mich zu mit den Worten: „Sehr willkommen, mein Herr, gehen Sie doch in Saal!“ Ich trat also hinein; die beyden jungen Herren sahen mich mit scheelen Augen an, und ließen einige Reden fallen, die Geringschätzung verriethen. Ich

wollte weggehen, als Aglae mich zurückhielt. „Sie sehen,“ sagte ich zu den beyden, „daß man mich nöthigt zu bleiben.“ Man lachte mich aus, und ich verbiß meinen Aerger. Aglae machte Vorstellungen, und bald wäre mir die Geduld vergangen, denn ich ertrage nicht gern den Druck der Großen. Ich gieng aus dem Saal und gerade hinunter. Kaum hatte ich den Fuß auf die Schwelle gesezt, als zwey Bedienten hastig hervorfuhren, und eben so schnell wieder zurück, sobald sie sahen daß es ihr Herr nicht war. Ein großes Kabriolet hielt dicht an der Thüre, und ich fing an mistrauisch zu werden, trat also in den Gang des nächsten Hauses und lauschte. Etwa zehn Minuten nachher, sah ich die Bediente wieder zusammenfahren, und zugleich empfingen sie ein Frauenzimmer, dessen Kopf mit einem Mantel verhüllt war. Ich lief auf sie zu, und zog eine Pistole hervor, mit der ich ihnen drohte, sie niederzuschießen, wenn sie nicht den Augenblick ihre Beute wollten fahren lassen.

Erschro-

Erschrocken sezten sie das Frauenzimmer wieder nieder, und stießen zugleich eine Scheibe des Billardzimmers ein, worauf die Kerls mit ihrem Kabriolet davon eilten. Nun erkannte ich Aglae. Sie war beynah ohnmächtig, und ich trug sie in den Saal zurück. Die beyden Herren sahen eben dem Spiel der Dame mit dem vornehmen Herrn zu, ich bat Aglae zu schweigen, und in ihr Zimmer zu gehen, ich aber trat wieder zum Billard. Die beyden Herren hatten das Kabriolet fortfahren hören, und zweifelten nicht, daß Aglae in ihrer Gewalt wäre, doch blieben sie bis zu Ende der Partie. Die Dame machte dem Spiel ein Ende, und gieng in ihr Zimmer hinauf zu Aglae. Dies war den beyden Herren erwünscht, aber sie staunten doch sie nicht wieder eiligst herunterkommen, und nach Aglae fragen zu hören. Eine Viertelstunde nachher kam sie wieder, etwas niedergeschlagen, weil, wie sie sagte, Aglae krank war. Das Mädchen hatte sie nicht erschrecken, und nur dem Vater das

Geheim-

Geheimniß eröffnen wollen. Dieser gieng sogleich zu ihr hinauf, unterdessen die Dame etwas für sie in der Küche bestellte. Die beyden Herren schienen wie jedermann großen Antheil an diesem Unfall zu nehmen, und wünschten sie zu sehen, aber sie wollte niemand sprechen. Sie giengen endlich weg, und nun wurde ich hinaufgerufen. Ich erzählte, was ich gesehen hatte, und Aglae sezte hinzu, man hätte sie an die Thüre gerufen, und sobald sie da war, hätte man ihr von hinten einen Mantel über den Kopf geworfen, und sie halbohnmächtig fortgeschleppt, als ich eben glücklicherweise dazu kam. Der Verdacht fiel sogleich auf die beyden jungen Herren, doch wußte man sich noch keine rechte Erklärung zu geben.

Ich gieng unterdessen zur Marquise, und traf glücklicherweise unterwegs die beyden Bedienten, die mich nicht erkannten. Ich schlich nach, um ihre Unterredung mit anzuhören. Ich wußte, daß dergleichen Leute eine schlechte

Hand-

Handlung mit derselben Zufriedenheit ausführen, als rechtschaffene Menschen das Gute thun. „Wahrlich!“ sagte der eine, „das wäre ein herrlicher Streich geworden.“ — Aber „Du sagst, daß dein Herr es dir nicht befohlen hatte?“ — „Nein, aber deswegen war es nur desto besser. Er sagte gestern zu seinem Freund Herrn von ***: ich möchte der ** gerne einen Streich spielen, weil sie die kleine Aglae wie ein Argus bewacht, in Hoffnung sie zu verheirathen . . . Sie ist für sich selbst nicht sehr streng, und ein wahrer Cerberus für Aglae. Ich möchte sie ihr blos für vier und zwanzig Stunden wegstehlen, ohne daß sie wüßte auf welche Art, und sie ihr nachher unberührt wiedergeben, denn Gewalt mag ich ihr nicht anthun. Wenigstens wäre die ** ihrer Sache alsdenn nicht mehr so gewiß, und ließ die kleine Billard spielen mit wem sie wollte.“ — Ich sah, daß es ein bloßer unreifer Einfall eines jungen Menschen war, den ein dienstfertiger Bedienter aufgefangen

fangen, um sich angenehm zu machen. Der andere lachte albernerweise bey dem Gedanken, wie sehr sich ihre Herren würden gefreuet haben, eine Sache ausgeführt zu sehen, die sie nicht befohlen hatten.

Ich erzählte dies alles der Marquise. Auf dem Rückwege gieng ich nochmals vor dem Kaffeehause vorbey, hörte und sah aber niemand. Ein Paar Schritte weiter aber sah ich einen jungen Menschen aus dem Hause einer schönen Brunette, der Frau eines Kaufmanns kommen. Die Brunette zog selbst die Thüre hinter ihm zu, und sagte ihm noch die Worte: „Geben Sie acht, daß Ihre kleine Frau Sie nicht hört.“ Der junge Herr war erst kürzlich an eine schöne Blondine, die Tochter des Hauses verheirathet, die aber erst vierzehn Jahr alt war, und noch nicht bey ihm wohnte. Die Kaufmannsfrau war eine feurige Brunette, und seit sechs Monaten Wittwe. Sobald die Thüre wieder zu war, trat ich zu dem jungen Mann, klopfte ihm auf

die Schultern mit den Worten: „Ich weiß, daß Ihre Frau noch zu jung ist, und zu früh verheirathet worden, aber Ihr Betragen ist sehr unvorsichtig. Ihre Frau ist jung und schön, merkt sie das mindeste davon, so kann sie anfangs wohl darüber lachen, aber für die Zukunft ist sie verloren, wird vielleicht liederlich, und ruinirt oder verläßt Sie.“ Der junge Mann sah mich erschrocken an, und verließ mich ohne Antwort.

Sechs und achtzigste Nacht.

Das Kaffeehaus; Fortsetzung.

Ich theilte heute meine Entdeckungen von gestern Abend der schönen Kaffeewirthin mit, und Aglae ward dadurch etwas beruhigt. Die beyden Herren waren wieder da, und der Kaffewirth spielte mit dem einen. Der vornehme Mann erschien auch wieder, und frug nach der Wirthin. Man überließ ihm das Billard. Nun trat ich zu den beyden Herren, und er-

zählte ihnen was gestern vorgegangen war. Sie hörten mir mit Erstaunen zu, als ich erzählte wie ich die Unterhaltung des Kutschers mit dem Bedienten angehört hatte. Doch behandelten sie mich mit einer gewissen Geringschätzung, sobald ich ausgeredet hatte; hauptsächlich der Herr des Kutschers. Mir wurmte dies, nicht weil ich stolz bin, sondern weil ich den verachtenden Ton nicht ertragen kann. Ich stieg auf und sagte: „Ich sehe es an Ihrem Betragen, wie weit Sie über unser einen erhaben sind; ich werde mich also gar nicht weiter zwingen davon zu reden.“ So verließ ich sie und gieng zu Aglae.

Sie war mit ihrem Mädchen allein. „Ich fürchte mich vor der Heirath,“ fing sie an, „ich bin noch so jung! aber doch würde ich jezt die Hand des Mannes annehmen, den man mir geben wollte.“ — Ich sagte ihr, sie möchte sich wegen einer Sache, die nicht wieder geschehen würde, nicht übereilen, und unterdessen still und eingezogen leben. Sie ver

sprach sich ganz nach dem Rath ihrer Freundin zu richten. Ich gieng hierauf weg.

Die schöne Blondine.

Ich gieng heute gerade zu dem jungen Menschen. Er war ein Uhrmacher. Ich frug sein junges Weibchen nach ihm, sie sagte er wäre nicht zu Hause, wobey sie gleichsam unwillkührlich seufzte. Ich fing an: „Trauen Sie mir liebes Kind, und öffnen mir Ihr Herz, ich kann Ihnen vielleicht rathen und helfen, und werde Ihr Vertrauen nicht misbrauchen.“ Sie blickte mich unentschlossen an, und sagte mir dann mit erzwungenem Lächeln: „O! wenn ich Ihnen sagte was mir fehlt, würden Sie mich auslachen, wie meine Mutter.“ — „Nein, gewiß nicht.“ — „Aber wenn Sie es doch thäten!“ — „Nein, wahrhaftig!“ —„Nun sehen Sie ich bin eifersüchtig.“ (hiebey erröthete sie etwas) —„Ich weiß dies, und habe schon mit Ihrem Mann darüber gesprochen, daß er Ihnen keinen Verdruß mehr macht.“

macht.“ — „O! wie würde ich Ihnen danken, wenn Sie ihn zurück hielten. — Sehen Sie nur, es kömmt kein Frauenzimmer .. keine Magd hieher .. die er nicht küßt .. und das thut mir so weh! .. Und dann könnte es misfallen, man könnte noch weiter gehen .. nicht wahr?“ — „Allerdings, aber sagen Sie Ihrem Mann nichts davon, ich will es ihm schon sagen.“ — „Sie sind sehr gütig; aber woher kennen Sie uns denn?“— „Ich habe Ihnen zween Briefe vor Ihrer Heirath, geschrieben, um sie wegen Ihrer Sittsamkeit, Ihrem Fleiß, und Ihrer Liebe zu Ihrer Mutter zu loben.“ — „Ach! ich erinnere mich derselben wohl .. aber meine Mutter kannte Sie ja nicht.“ — „Es war mir genug Sie gesehn zu haben, um Sie und Ihre Mutter zu schätzen. Sie sind ein reizendes Weib, aber vergessen Sie nie, daß die Erfüllung Ihrer Pflichten, die in der Treue gegen Ihren Mann, guter Haushaltung, einem sittsamen und zurückhaltenden Betragen bestehen,

hen, Ihnen allein Achtung erwerben kann. Wer nicht fallen will, muß beständig auf sich Acht haben, und sich nie etwas erlauben, denn eine Nachläßigkeit, eine kleine Freyheit zieht die andere nach sich. Sie sind gebunden, verheirathet, und Glück und Ehre ist Ihnen nun gemeinschaftlich mit Ihrem Mann.“ — „Ach! wie gerne höre ich so reden! so spricht auch meine Mutter.“ — „Sie ist sehr klug, ohnerachtet sie Sie vielleicht zu früh verheirathet hat.“ — „Ja, das war weil sie uns ihr Gewerbe übertragen wollte . . mein Mann liebt sie auch sehr.“ — „Sie lieben also Ihren Mann recht sehr?“ — „O! wie ich ihn liebe.“ — „Nun so seyn Sie hübsch achtsam, und nicht eifersüchtig, Sie verdienen beyde glücklich zu seyn.“ — Jezt bemerkte ich, daß sie jemand zulächelte. Ich drehte mich um, und er fiel mir um den Hals mit den Worten: „Sie sind ein braver Mann! Nein, nie werde ich meine Liebe wieder eifersüchtig machen, nie, nie.“ Er küßte ihr die Hand

und die Stirne. Ich gieng entzückt über Ihre Freude weg.

Stockschläge.

Nicht weit davon fühlte ich plötzlich einen Stockschlag auf meinen Schultern. Schnell drehte ich mich um, und erkannte die beyden Bedienten, die mich ausprügeln wollten. Ich entwich dem zweyten Schlag, und schoß meine Pistole in die Luft. Die Wache kam herbey, und die Kerls entflohen. Ich gestund, daß ich geschossen hatte, da aber die beyden sich schon durch ihre Flucht verdächtig gemacht hatten, so ließ man mich frey. Ich gieng zur Marquise und beklagte mich darüber, indem ich ihr die Namen der Herren nannte. Sie schrieb sogleich an sie, und wirkte mir Genugthuung aus, denn den folgenden Tag wurden beyde aus dem Dienst gejagt.

Die Brunette.

Ich kam wieder zurück, um zu hören, ob der Uhrmacher Wort hielt, und trat in mei-

nen Mantel gehüllt auf die Seite. Die junge Wittwe öffnete ihre Thüre, und rief: St! St! Sie lauschte dann, und als sie mich gehn hörte, öffnete sie die Thüre. Einen Augenblick nachher öffnete der junge Mann sein Fenster, sie kam an das ihrige, und gab ihm ein Zeichen: „Niemals! niemals wieder!" Dies war seine ganze Antwort, und so machte er sein Fenster wieder zu. Die Wittwe errieth den Sinn dieser Worte nicht, und glaubte ihn eifersüchtig. Ich weis nicht warum ich hineingieng, ich wollte mit diesem Weibe sprechen, und doch fühlte ich, daß ich etwas wagte. Ich gieng weiter, und kam an die kleine Treppe, die ich beym Schimmer des Lichts gesehn hatte. So wie ich oben war, reichte sie mir die Hand, und warf sich in meine Arme. Ich bog sie sanft zurück: „Meine schöne Nachbarin," fing ich an, ohne meine Stimme zu verstellen, „wir müssen diesen sträflichen Umgang aufgeben, ich habe ein Weib, das ich anbete, und bin mich ganz ihrer Zärtlichkeit

keit schuldig." — „Ja, aber sie ist noch ein Kind." — „Sie ist eifersüchtig!" — „Eifersüchtig! sollte sie etwas vermuthen." — „Ob sie es vermuthet." — „Aber wie sprechen Sie denn, es ist ja nicht Ihre Stimme." — „Nein, ich bin auch nicht der Uhrmacher." — „Wer sind Sie denn?" — „Ich komme an seiner Stelle, um Ihnen zu sagen, daß er allen Umgang mit Ihnen aufhebt." Sie befühlte mein Gesicht und meine Hände, und frug nach meinem Namen. Ich nannte mich. Sie kannte mich nicht, ich erzählte ihr hierauf, wer und was ich wäre, sprach von meiner Verbindung mit der Marquise, und wie sehr sie sich für die kleine Blondine intereßirte. Ich suchte alles vor, was mir einige Achtung erwerben konnte, sagte wie ich hieher käme, und vergas nicht was mich betraf. Ich hätte aber noch länger reden können, ohne unterbrochen zu werden. Die schöne Wittwe stand wie versteinert da, bat und versprach, aber ich sah wohl, daß sie nicht delikat dachte,

 und

und daß wenn ich mich hätte wie der Nachbar betragen wollen, ihr Temperament mir leicht seine Stelle eingeräumt hätte. Es kostete mir Mühe mich aus den Armen dieser Syrene loszuwinden, aber wer Louisen und Theresen widerstanden hatte, konnte hier nicht unterliegen.

Sieben und achtzigste Nacht.

Practica est multiplex.

Ich besuchte heute ein neues Kaffeehaus auf dem Platz der Militairschule. Hier bemerkte ich gleich beym Eintritt, daß die Gesellschaft aus viererley Personen bestund. Dies waren die Damenspieler, die Schachspieler, die Ab und Zugehenden, und die Pfeiler. Die Damenspieler behaupteten den ersten Rang, die Schachspieler stunden in keinem großen Ansehen. Die Ab- und Zugehenden theilten sich wieder in drey Klassen, die einen kamen um Dame spielen zu sehen, und verzehrten . . .

nichts,

nichts, dann kamen die Gauner, die einmal ihren Schnitt zu machen suchten, und dann die Fremden, welche die Noth hereintrieb. Endlich kamen die Pfeiler, die weder spielten, noch die tausendfachen Zeitungen lasen, sondern um den Ofen herumtraten, und den Abend verschwazten. Diese theilten sich wieder in drey Klassen, denn da gab es Frühstücker, welche des Abends nicht aßen, des Morgens aber Kaffee daselbst getrunken hatten; Schwäzer, die nur des Abends kamen, und nie etwas verzehrten, und endlich Bettler. Die leztern waren arme Teufel, die wenig oder nichts vermögen, sich daher an einen reichen Schwätzer wenden, ihm hofiren, schmeicheln, bewundern u. s. w. Der Schwäzer ließ ihnen dann was geben. War es Kaffee, so hieß es, er bekäme einen nicht ohne Milch, nun wurde Milch und ein Brödgen dazu verlangt, der ersten Tasse folgten drey bis vier andere nach, nebst eben so viel Brodten. So geht

es von einem Tag zum andern, und der arme Teufel schleppt sich durch.

Die Marquise frug mich diesen Abend um den Ursprung der Kaffeehäuser. Ich erzählte ihr nachfolgendes aus dem Gedächtniß.

„Im Jahr 1554. eröffnete zu Konstantinopel ein Syrier das erste Kaffeehaus. Die erste Kenntniß dieses Getränks soll von einem arabischen Klostervorsteher herrühren, der seine Mönche die bey dem nächtlichen Gottesdienst mehrentheils schliefen, dadurch wachend erhalten wollte, weil er bemerkt hatte, daß Ziegen, die Kaffeebohnen gefressen hatten, nachher munter und lustig herumsprangen. Aber das ist Fabel. Die Eigenschaften des Kaffees wurden eben so entdeckt, wie die des Korns, der Bohnen, des Kohls u. s. w. das heißt, durch den Versuch sie zu essen. Seine Wirkung aber die weit versteckter ist, ward erst später bekannt. Das erste Kaffeehaus zu Paris ward

im

im Jahr 1705 errichtet, und zwar von einem Ausländer, dem man selbst die Erfindung dieses Getränks zuschrieb. Damals trank man ihn rein, ohne Zucker, und mancher rümpfte dabey das Maul, aber die Reinlichkeit der Tassen, der Tische, die gute Gesellschaft, die sich da versammelte, lockte jedermann dahin. Doch tranken die wenigsten, und mancher hätte lieber ein Glas Wein gewünscht. Ein gewisses Wohlseyn, und die Heiterkeit des Kopfs, welche der Kaffee verursachte, reizte nachher immer mehrere an welchen zu trinken. Man fürchtete sich jedoch zu erhitzen, wenn man Zucker zusezte, und manche gewöhnten sich vollkommen an den bittern Geschmack dieses Getränks. Erst lange nachher bemerkte man, daß der Zucker dem Kaffee nichts von seinen Eigenschaften entziehe, und ihm vielmehr eine nährende Kraft mittheile.

Lange Zeit versammelte sich die gute Gesellschaft auf den Kaffeehäusern, und wirklich ist ein solcher Ort anständiger, als das Weinhaus,

haus, oder die Barbierstuben. Aber seit zwanzig Jahren sind sie sehr gefallen, doch werden sie sich allzeit länger halten, als Weinhäuser, und Badstuben. Folgendes sind meine Beobachtungen über die Pariser Kaffeehäuser. Der Pariser selbst und der Provinz-Einwohner bringen die harte Gleichgültigkeit der Hauptstadt mit dahin, nur Fremde oder . . . äußerst fein denkende Männer betragen sich höflich daselbst. Da kömmt z. B. ein junger Geck und tritt einem ohne Umstände ins Licht, ohnerachtet er sieht, daß man Zeitungen oder sonst etwas liest. Andere behalten die öffentlichen Blätter an sich, ohnerachtet sie sehen, daß ein geschäftiger Mann schon längst darauf wartet. Noch andere fordern einem das Blatt ab, das man eben lesen wollte, und geben es nicht wieder. Einige lesen mit lauter Stimme, andere spassen, lachen, lärmen, und betäuben den ruhigen Kaffeetrinker, der hieher kam, um auszuruhen. Dieser gänzliche Mangel aller Lebensart, hat bereits die beste Gesellschaft entfernt,

fernt, Gelehrte erscheinen jezt selten mehr daselbst, andere glauben sich dadurch zu erniedrigen, und haben zum Theil nicht unrecht. Die Kaffeehäuser sind jezt mit lauter jungen Gecken angefüllt, welche sich nicht träumen lassen, daß vor dem dreyßigsten Jahr drey Viertel der Menschen noch nicht ihren völligen Verstand, noch weniger ein reifes Urtheil haben, weil es ihnen an der Erfahrung mangelt. Dergleichen selbstsüchtige Menschen taugen nicht für den Gelehrten, und würden seine Geduld auf die härtsten Proben stellen."

Noch ein Aufpasser.

Nach diesen Worten gieng ich weg. Unterwegs traf ich auf einen Mann in einem schlechten Ueberrock, mit zerrissenen Strümpfen, und einem alten Hut, der mir gerade unter die Nase sah. Ich that desgleichen, und da er sich nicht rührte, blieb ich an der Ecke der Straße stehen, und wartete. Er spazierte funfzig Schritte in die Länge, und

eben

eben soviel in die Breite, bis er endlich erblickte was er suchte. Sogleich lief er nach der Wache, die vermuthlich schon abgerichtet war, und diese ergriff einen Menschen, der sich aus der Thorfahrt eines Hauses sachte herausschleichen wollte. Man führte ihn zum Kommissair, und ich folgte nach. Er wurde sogleich nach dem Gefängniß gebracht, der Aufpasser gieng nach Hause, und ich that desgleichen. — Die Erklärung ist diese. Der Mann war ein Verführer, dem der Vater auflauren ließ, und ihn der Gerechtigkeit überlieferte, weil er sich ohne sein Wissen in sein Haus eingeschlichen hatte.

Acht und achtzigste Nacht.

Geständniß des Verfassers. Thauwetter.

Schwerlich möchte man, nach allem was man bisher vom nächtlichen Zuschauer gelesen, glauben, daß er vielleicht der schüchternste unter allen Menschen ist. Bis zum Jahr 1772 wagte

wagte er es nicht aus Ungewohnheit in Gesellschaften zu kommen, irgend ein Kaffeehaus zu betreten. Seine Bekanntschaft mit der Marquise entstund auf eine seltsame, halb schwärmerische Art, und wurde durch ähnliche Begriffe endlich zur Gewohnheit. Dennoch gab er nie das Signal, um eingelassen zu werden, ohne ein merkliches Herzklopfen, ausgenommen, wenn er ihr wichtige Dinge zu sagen hatte, in diesem Fall belebte ihn ein Feuer, welches ihm Muth einflößte. Noch jezt ist er nicht Herr dieser Schüchternheit geworden, die sich eigentlich auf Stolz gründet. Nicht selten ist es ihm begegnet, daß wenn er in ein großes Haus sollte, er bereits den Hammer der Thüre aufgehoben hatte, und ihn nicht anzuschlagen wagte. Zuweilen kehrte er gerade wieder um, ohnerachtet man ihn erwartete. Das Sonderbarste hiebey ist, daß eben diese Schüchternheit ihn am Ende beherzt machte. Er fand es so heldenmäßig sich dem Anblick und dem Umgang der Menschen aus-

zusetzen, daß ihn die Ehre allein antrieb es zu wagen. Ein junger dreister, und erschöpfter Pariser würde dies lächerlich klein finden, der nächtliche Zuschauer hielt es für eine grosse Unternehmung und wagte sie. So entstehen oft Wirkungen aus ihren Gegentheilen, und alles hängt von der innern Triebfeder ab.

Es war heute starkes Thauwetter. Die Straßen waren das Bild des Chaos, und die Unordnung wurde durch die Savoyarden noch vermehrt, welche, um mit ihren Brettern mehr zu verdienen, die sie über die engen Gäßchen und Durchgänge legten, den Unrath und das Wasser mit Vorsatz anhäuften, und ihn des Nachts nicht wegräumten oder ablaufen liessen. Man hielt den halbgeschmolzenen Schnee noch für fest, und sank bis über die Knöchel hinein. Ich ärgerte mich dergleichen Unfug geduldet zu sehen. Als ich eben die Straße Orleans paßiren wollte, sah ich ein armes junges Mädchen über das Brett eines Savoyar

voyarden gehen. Als sie aber bezahlen sollte, hatte sie kein Geld, und der Kerl stieß sie brutalerweise wieder in den Schnee und Schlammhaufen zurück, den er selbst durch einen künstlichen Damm angehäuft hatte, um sein Brett desto nothwendiger zu machen. Das Mädchen blieb mit den Schuhen stecken, der Saum ihrer Kleider wurde ganz durchnäßt, und das herabtriefende Wasser fror ihr an den Füßen. Ich konnte mich nicht mehr halten, und gab dem Kerl einige Hiebe mit dem Stock, ohnerachtet ich viel wagte, weil seine Kameraden sogleich herbeyeilten. Aber die Wache kam dazu, und nachdem ich die Sache vorgestellt, gab der Korporal den Savoyarden unrecht, nöthigte sie den Schlamm ablaufen zu machen, und ich folgte dem Mädchen nach bis an ihre Thüre. Hier kaufte ich ihr ein Bündel Holz, denn ihre Mutter hatte kein Feuer, und lief, sie der Marquise zu empfehlen. Das Mädchen war artig, folglich mehr ausgesetzt als eine andere. Sie

sagte mir nach meiner Rückkunft, daß sie oft des Abends angegriffen worden, aber auf eine so grobe niedrige Art, daß sie nie in Versuchung gerathen. Es war die Tochter eines Kupferschmidts, der am Grünspan gestorben war, und unterhielt ihre Mutter und drey Geschwister durch Sticken. Von ihr gieng ich nach einem Kaffeehause, sah aber diesmal nichts merkwürdiges.

Maskenlust.

Es war im Karneval von 1776, als ich eines Abends ausgieng, um das Betragen der Masken zu beobachten. Ein Trupp maskirter Personen kam unter den Hallen vor, in dem Augenblick als eine ganze Familie, Vater, Mutter, drey Töchter, und ein Knabe nach Hause zurückkehren wollten. Diese Banditen (denn anders konnten sie nichts seyn,) umringten die Familie, welche anfangs darüber lachte, aber dann machten sie sich an die Töchter, behandelten sie aufs schändlichste, so wie

bey dem Johannisfeuer, während daß die übrigen mit dem Vater und der Mutter ins Haus drangen, und den Kaufmann nöthigten seine Börse herzugeben. Hierauf zogen sie sich mit vollem Lachen zurück. Ich wollte mich anfangs nähern, wurde aber zurückgestoßen, ich fing an zu rufen, und mein Leben gerieth in Gefahr, so daß ich mich meiner Pistolen bedienen mußte. Ich verfolgte die Banditen, sie wurden aber nicht angehalten, weil sie mit Fleiß laut unter sich lachten, damit niemand etwas verstehen konnte. Wieviel dergleichen Schandscenen bleiben auf immer in der Finsterniß der Nacht verborgen! . . . Den folgenden Morgen hörte ich, daß der Kaufmann nicht einmal gewagt habe zu klagen, aus Furcht seine Töchter ins Geschrey zu bringen, und da die Masken ohnehin unbekannt waren, so wäre jede Klage vergebens gewesen. Eigentlich hätte er gegen die Maskeraden überhaupt klagen sollen.

Der gefährliche Schritt.

Ich war um zehn Uhr in der Saint Honoréstraße, als ich ein schönes wohlgekleidetes Mädchen ganz allein vor mir hergehen sah. Staunend über ihre Schönheit, ihren Putz, und ihre Einsamkeit näherte ich mich ihr, ohne sie anzureden. Sie gieng noch eine Strecke weiter, und kehrte wieder um. Ich that desgleichen, und redete sie endlich an. Statt der Antwort fing sie an hurtiger zu gehen, und sagte vor sich selbst, jedoch ganz leise: Ho! ho! — Ho, ho! Jezt faßte ich Zutrauen, und bat in den gefälligsten Ausdrücken um Entschuldigung. Sie hörte mich im Gehen an, und gerade als ich es am wenigsten vermuthete, drehte sie sich um, und faßte meinen Arm. Ich erschrack beynah, und glaubte, sie wollte mich anhalten, und die Wache rufen, als wenn ich sie beleidigt hätte. Nichts von alle dem. „Retten Sie mich! Retten Sie mich, ich bitte Sie darum.“ — „Vor wem?

und wie?“ — „Vor mir selbst, und meiner Mutter.“ — „Erklären Sie sich deutlicher, ich kann Sie retten, und habe die Mittel dazu in Händen.“ — „Ach! ich lebe wieder auf! Sie haben die Mittel dazu?“ — „Ja“ — „O! ich bin glücklich! . . in dem Augenblick . . ja ich war dazu entschlossen.“ — „Zu was?“ — „Mich zu ersäufen.“ — „Wie?“ — „Ja, aber nur meine Mutter lag mir am Herzen, ich bin noch ihre einzige Stütze . . ich war in Verzweiflung, denn um alles in der Welt wollte ich nicht . . nein, niemals!“ — „Was wollten Sie nicht?“ — „Was haben Sie für Mittel?“ — (Ich wurde mistrauisch, und wollte sie auf die Probe stellen.) — „Meine Mittel sind Geld; und ich finde Sie anbetungswürdig.“ — „So! und was würden Sie aus mir machen?“ — „Meine Göttin, ich habe nie etwas Schöneres gesehen, als Sie.“ — Sie seufzte: „Ihre Göttin? Sehen Sie ich halte Sie für einen braven Mann, und hasse Sie nicht. . aber ich würde

mich nichts destoweniger ersäufen . . Ich will Sie erst kennen lernen, sind Sie wie die andern, so verlasse ich Sie . . so verlasse ich Sie . . Ich will nicht . . . liederlich werden . . aber zärtlich. . . würde ich gewiß seyn . . aber ich wünschte einen rechtschaffnen, gutdenkenden Mann. Lassen Sie uns zu meiner Mutter gehen.“ — Sie kehrte zurück, und wir kamen an ihr Haus.

Bey meiner Erblickung fuhr die Mutter vor Freuden in die Höhe. „Ha! wer Sie auch seyn mögen, Sie retten mir das Leben, und geben mir meine Tochter wieder.“ — „Womit kann ich Ihnen dienen, und was sind Sie benöthigt?“ — „Nicht viel, wir haben Kleider und Wäsche, uns fehlen noch die nothwendigste Bedürfnisse, und diese werden mit wöchentlichen 12 Livres bestritten.“ — „Das ist nicht viel, aber wie wollen wir übereinkommen?“ — „Auf welche Bedingung Sie wollen.“ — „Rosalie ist ein lie-

bens-

benswürdiges Kind . ." — „Ja, aber auch wohlgezogen und sittsam.„ — „Wirklich!" — „Wenigstens bemühe ich mich es zu seyn, und fände sich ein Mann nach meinem Herzen, o! wie würde ich ihn verehren!" — „Hier ist ein Louisd'or. Adieu." — Ich gieng weg, aber Rosalie lief hinter mir drein, und rief: „Wie, Sie wollen wöchentlich einen Louisd'or geben, und mir nichts zumuthen?" — „Ja!" — „Gewiß?" — „Ja." — „Da schwören Sie es feyerlich." — „Ich schwöre bey allem was heilig ist." — „Nun so glaube ich es." — Zugleich umfaßte sie meine Kniee. „Ach! Sie retten mich von der Verzweiflung." Ich war gerührt, wehmüthig, und eilte aus dem Hause weg.

Es war beynah Mitternacht, als ich durch die Dreythurmstraße kam, und plötzlich einen Pistolenschuß in einem Hause hörte. Ich blieb stehen, und wartete lang, ob jemand

mand sich regen würde, aber alles war still, bis etwa eine Viertelstunde nachher ein Bedienter herauskam. Ich folgte ihm nach, und sah, daß er nach einem Arzt gieng, den er auch mitbrachte, und beyde giengen in das Haus, wo der Schuß geschehen war. Aber nie habe ich weiter etwas darüber erfahren können.

Ende des dritten und lezten Bandes.

LB Coburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rétif de La Bretonne, Nicolas-Edme,

Parisische Nächte oder der nächtliche Zuschauer

Bd.: 3

1789

Coburg, Landesbibliothek -- C II 10/30
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11919704-2